

Berliner Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg.
Vom 1. Oktober ab durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. — Bei direkter Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich 1 M. 60 Pfg.

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4-spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg.
Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 7.

Sonnabend, den 17. September 1887.

I. Jahrgang.

Inhalt:

Zur sozialdemokratischen Taktik. — Die Ausweisungen des Herrn Kehler. — Die Leiden des Handwerks. — Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien I. — Der Sozialismus in England II.

Ein Berliner Sittenbild. — Die Entwicklung der Geschichtsauffassung von der Reformation bis zur Revolution.

Politische Nachrichten. — Aus der Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen. — Kunst und Literatur.

Sozialismus und Reaktion.

(Zur sozialdemokratischen Taktik.)

Die natürlichsten Rechte der Arbeiter wie das Koalitionsrecht, Gewerbetfreiheit, Versammlungsrecht, Rechte, welche seinerzeit Ferdinand Lassalle für so selbstverständlich erklärte wie das Recht auf die eigene Nase, würden nicht berührt in Deutschland mehr und mehr in Frage gestellt werden können, wenn nicht die Bildung der Sozialistenpartei als einer besonderen Arbeiterpartei Spaltungen in das Bürgerthum getragen und dieses dadurch in seiner Widerstandskraft gegen die Reaktion geschwächt hätte.

Es ist nicht das erste Mal, daß Herr Eugen Richter die sozialdemokratische Partei verantwortlich gemacht hat für die Reaktion, die wie ein Alp mit bedrückender Schwere auf dem öffentlichen Leben Deutschlands lastet. In Volksversammlungen, in der Presse, im Parlament, überall hat der Führer des zerprengten Heerbannes der bürgerlichen Demokratie gegen die Vertreter der proletarischen Demokratie die Anklage erhoben, daß ohne ihr unheilvolles Wirken Deutschland heute noch im vollsten Sonnenschein der Freiheit sich entwickeln würde; daß das Bürgerthum seinen ehemals begonnenen Kampf mit dem Absolutismus energisch zu Ende geführt haben würde, wenn das Gespenst kommender sozialer Umwälzungen sich nicht drohend erhoben hätte — und dieses Schreckgespenst sei lediglich von den Vertretern einer „besonderen Arbeiterpartei“, d. h. von den Führern der Sozialdemokratie heraufbeschworen worden. Damit aber — folgert Herr Richter dann regelmäßig weiter — hätten sich die Arbeiter schließlich ins eigene Fleisch geschnitten, denn das Wüthen der Reaktion sei für sie noch verhängnisvoller wie für die bürgerlichen „Freiheitskämpfer“ — die ja die Freisinnigen noch immer sein wollen, obwohl sie bei den letzten Wahlen manchen Bruder des reaktionären Kartells aus der sozialistischen Umzingelung herausgehauen haben.

Wir nahmen bisher niemals Veranlassung, uns mit den parteipolitischen Spekulationen und Theorien des Herrn Richter zu beschäftigen, aus dem einfachen Grunde, weil unseres Erachtens die Lähmung, welche den Freisinn an allen Gliedern befallen und ihn aktionsunfähig gemacht hat, nicht mehr von ihm weichen wird, und weil mit dem einzigen Organ, dessen Bewegungsfähigkeit ihm erhalten geblieben ist, mit der Zunge, im politischen Leben weder viel Schaden noch viel Nutzen angerichtet wird. So würden wir auch die oben berührte Anschauung über den Einfluß des Sozialismus auf unsere innere Politik unbeantwortet lassen, weil sie praktisch ganz ohne Einfluß ist. Aber da sie die Grundfrage der ganzen Arbeiterpolitik betrifft, und prinzipielle Fragen von so eminenten Bedeutung nicht oft genug erörtert und auf die Wichtigkeit ihrer Entscheidung hin geprüft werden können, so mag uns diesmal ein näheres Eingehen auf die Richtersche Äußerung gestattet sein.

Es wird sich hierbei zunächst darum handeln, ob in der That ein Zusammenhang besteht zwischen dem Wachsenthum der Sozialdemokratie und dem Umsichgreifen der Reaktion auf allen Gebieten — und weiter darum, ob dieser Zusammenhang, wenn er thatsächlich nachweisbar sein sollte, einen Vorwurf gegen die Sozialdemokratie deren Taktik einschließt und es daher rathlich erscheinen läßt, der proletarischen Politik eine andere Richtung zu geben, um wenigstens für die Zukunft weiteres Unheil zu verhüten. Was nun die Thatsache des Zusammenhanges zwischen Sozialismus und Reaktion anbelangt, so stehen

wir nicht an, sie in gewissem Sinne offen einzuräumen. — Gewiß hat der preussisch-deutsche Absolutismus aus mehr als einer Wurzel Kraft gezogen: große, die Massen blendende Erfolge der äußeren Politik, die er im Widerstande gegen die liberale Bourgeoisie davongetragen, haben sein Ansehen vermehrt, und in der kriegsweitschwangeren Atmosphäre, die seit zwei Jahrzehnten über unserem Kontinent lagert, ist er wie eine Giftpflanze rasch emporgeschossen, während vom Baume der Freiheit Blatt um Blatt gefallen ist. Aber ihren stärksten Halt hat die Reaktion in einem anderen Boden gewonnen, und das heutige Regiment steht und fällt daher nicht mit der Entwicklung der äußeren Lage, sondern mit unseren inneren wirtschaftlich-sozialen Verhältnissen. „Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft.“ Die letzten Ursachen davon können für den Einsichtigen auch nicht mehr verborgen sein: sie liegen in dem Wachsenthum des Proletariats und in der Verschärfung der Gegensätze zwischen Besitzenden und Besitzlosen, eine Verschärfung, welche Letztere zu einer immer selbstständigeren Haltung in wirtschaftlicher und politischer Beziehung drängt und zwingt.

Schon der erste unbewusste Nothschrei, mit dem das Proletariat sein Dasein ankündet, jeder Streik, jedes noch so unüberlegte Auflehnen gegen die Uebermacht des Unternehmertums weckt in letzterem eine unbestimmte, lähmende Furcht, und je mehr sich selbständiges Leben unter den Arbeitern regt, desto mehr erkennt das Bürgerthum in ihnen die künftigen Erben seiner Herrschaft und darum hat es ihnen, wie dem Helden in der Sage, die Schlangen der Unterdrückung schon in die Wiege gelegt.

Aber wenn Herr Richter den Sozialisten den Vorwurf macht, daß sie dadurch, daß sie das Proletariat zu immer größerer Selbstständigkeit und immer lebhafterem Selbstbewusstsein herangezogen, die Reaktion auf der anderen Seite geweckt hätten, so möchten wir ihm zunächst einfach die Frage entgegenhalten, ob denn ohne die konsequent denkenden Sozialisten diese Entwicklung hätte verhindert werden können. Und nur ein unwissender Narr wird diese Frage mit Ja zu beantworten wagen. Nicht unser Reden und Schreiben, sondern die wirtschaftliche Entwicklung, die weder wir noch Herr Richter machen, bringt es mit sich, daß die Verbindung zwischen Besitz und Arbeit, wie sie im alten Kleinergewerbe vorhanden war, mehr und mehr gelöst wird. Nicht unsere Agitation, sondern die wirtschaftliche Entwicklung, die tägliche Erfahrung im Wirtschaftsleben drängt den Arbeiter darauf hin, die tiefe Kluft zwischen sich und den besitzenden Klassen zu fühlen, sich seiner besonderen Interessen bewußt zu werden und diese Interessen mit seinen Schicksalsgenossen selbstständig und gegen die Besitzenden zu vertreten, auch gegen die Besitzenden des linken Flügels der Bourgeoisie. Hier war nichts zu verhindern, außer es wollte sich ein Sterblicher vermaßen, unsere ganze wirtschaftliche Entwicklung zu verhindern zu können. Hier war nur zu verhüten, daß das Proletariat, unbelehrt und unklar über das nothwendige Ziel seiner Thätigkeit, Irrwege einschlug, von denen es nach geraumer Zeit wieder hätte zurückkommen müssen, um noch einmal von vorn anzufangen. Darin und in der entsprechenden besseren Organisation des Proletariats bestand unsere Thätigkeit und auch auf diese beschränkte Thätigkeit sind wir stolz und werden wir stolz bleiben. Aber das selbständige Auftreten des Proletariats haben wir nicht geschaffen und dieses Auftreten hätte geschehen können, in welcher Form es wollte — das Bürgerthum würde mit der gleichen Reaktion darauf geantwortet haben. Will Herr Richter das nicht glauben, so möge er an die belgischen Hungerrevolten denken, an diese Manifestationen eines politisch ungeschulten, unbelehrten Proletariats, die, ohne jeden sozialistischen Hintergrund, ebenfalls zur Begründung reaktionärer Maßnahmen in Belgien — und Deutschland herhalten mußten.

Der Hereinbruch der Reaktion ist schon aus diesen Gründen dem Sozialismus nicht zum Vorwurf zu machen.

Aber selbst wenn die Entwicklung des Sozialismus dazu beigetragen hätte, die Reaktion für den Augenblick zu fördern, so wäre daraus noch immer nicht zu folgern, daß er nunmehr für die Zukunft seiner öffentlichen Thätig-

keit eine andere Richtung zu geben hätte. Eine solche Meinung könnte, auch unter den eben genannten Voraussetzungen, nur einer ganz falschen Vorstellung über das innerste Wesen der proletarischen Bewegung entspringen.

Wer in ernstern Studien Klarheit über unser Wirtschaftssystem zu erringen gesucht hat, dessen politisches Denken und Handeln wird von der einen überall maßgebenden Grundanschauung beherrscht sein: daß innerhalb des heutigen wirtschaftlichen Systems nur minimale Vortheile für die Arbeiter zu erringen sind, und daß daher jede sozialpolitische Thätigkeit viel weniger nach kleinen praktischen Erfolgen in der Gegenwart, als nach großen Reformen des ganzen Systems in der Zukunft zu streben hat. Systeme aber ändert man nicht, indem man heute, wo man nichts ist, die Zeit und die ganze Kraft damit vertrödeln, mit dem Gegner fruchtlose Verhandlungen zu pflegen. Systeme ändert man lediglich dadurch, daß man zunächst und in erster Linie die Macht schafft, welche die einzig dauerhaften Reformen in der Zukunft durchzuführen vermag. Auch wir lösen, wie einst Herr von Bismarck im Beginne seiner Laufbahn, die Fragen der inneren Politik nicht durch unnützes Diplomatisiren, sondern durch eine vieljährige Armeearbeit — nur daß wir eine Armee geistiger Streiter sein wollen. Sollte uns heute wirklich ein Parlament oder eine Regierung kleine Konzessionen machen wollen, unter der Bedingung, daß wir mit unserer Armeearbeit für die Zukunft einhalten, so müßten wir dies dankend ablehnen; der scheinbare Vortheil wäre in Wahrheit ein unendlicher Schaden für uns und unsere Sache.

Mit anderen Worten: wir sind viel weniger eine Partei kleiner praktischer Augenblickserfolge, eine Partei parlamentarischer Wirksamkeit in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, als eine Partei der Aufklärung und Organisation für die kommenden Zeiten. Können wir diese Aufklärung und Organisation der Massen nur erreichen, indem Andere vorübergehend einzelne Volksrechte vernichten, so können wir es nicht verhindern, daß diese Rechte fallen. Wir haben in der Gegenwart sehr wenig zu suchen und legen darum, unbekümmert um das Verhalten unserer Gegner, die Grundsteine für eine bessere Zukunft.

Und nun zurück zu Herrn Richter: welchen Verrath an unserer Gegenwart und Zukunft mußet er uns eigentlich zu, indem er uns die Gründung einer „besonderen Arbeiterpartei“ zum Vorwurf macht? Gewiß, wir hätten heute noch das Koalitionsrecht — wenn wir uns nicht koalirt und nicht gestreift hätten. Gewiß, wir hätten heute noch das Recht, uns zu versammeln — wenn wir von vornherein darauf verzichtet hätten, es jemals auszuüben und unsere Meinung öffentlich zu vertreten. Gewiß, wir hätten heute noch kein Sozialistengesetz — wenn es niemals Sozialisten gegeben hätte. Wir hätten noch heute das Recht unserer Meinung, wenn wir niemals eine Meinung gehabt hätten; unser Kopf säße noch fest zwischen den Schultern, wenn wir ihn ganz ergeben unseren Gegnern zu Füßen gelegt hätten, wir würden noch heute ein freies Leben führen, wenn wir — Selbstmord begangen hätten. Und Selbstmord zu welchem Zwecke? Damit die freisinnige Partei wieder aufathmen kann, damit sie die Zügel der Herrschaft wieder gewinnt, die um der Feigheit ihrer Anhänger willen, ihren kraftlosen Händen entfallen sind!

Eine aufsteigende Partei, deren Brust von frohen Siegeshoffnungen geschwellt ist, soll sich selber aufgeben, um einer niedergehenden Macht, die selber an ihre Zukunft nicht mehr glaubt, aus der Verlegenheit zu helfen! Welch ein Wahn und welch eine Anmaßung!

Natürlich werden die Mahnungen des Herrn Richter den Sozialismus nicht abhalten, seinen gewiesenen Weg weiter zu gehen, den er nach reiflicher Erwägung eingeschlagen hat, weil er allein zum Ziele führt. Ist das für das Bürgerthum Anlaß, in die Arme des einst von ihm so bitter befehdenen Absolutismus zurückzusinken, so können wir das nicht ändern. Herr Richter hätte unter diesen Umständen seine Vorwürfe aber an seine Anhänger, welche sich dieser Feigheit schuldig machen, und nicht an uns zu richten.

Warum eigentlich?

(Zu den Ausweisungen des Herrn Kehler.)

Der Herr Regierungsbaumeister Kehler ist am 7. d. M. durch Verfügung des Bezirksdirektors zu Eisenach aus dem Großherzogthum Sachsen ausgewiesen worden, und hat binnen 24 Stunden das Ländchen verlassen müssen.

Wir fragen: warum eigentlich?

Herr Kehler hielt sich ungefähr acht Wochen lang zu Eisenach auf, wie viele hundert andere Sommerfrischler, und unterschied sich sein Thun und Treiben in Nichts von dem der anderen Sommergäste.

Er wanderte, sein Skizzenbuch in der Hand, durch die reizenden Thäler der Umgegend, zeichnete, suchte Heidekraut und Blumen, saß Abends in einer philisterlichen Stammkneipe und unterhielt sich mit den Stammgästen über alles Mögliche, nur nie über Politik. Sogar der Herr Polizeieinspektor von Eisenach besuchte öfters die Gesellschaft, in welcher Herr Kehler verkehrte und saß mit ihm zusammen. Mit den wenigen in Eisenach vorhandenen Gesinnungsgenossen hatte Herr Kehler aus Gründen der Klugheit absolut gar keine Fühlung genommen, weil er ihnen augenblicklich doch nichts hätte nützen können. Außerdem war es der Polizei bekannt, daß er in wenigen Tagen den Ort verlassen wollte, weil er durchaus nicht beabsichtigte, die rauhe Jahreszeit in dem Städtchen, das so wenig Anregung bietet, zu verbringen. Dennoch wird er etwa fünf Tage vor seiner festgesetzten Abreise ausgewiesen.

Wir fragen: warum eigentlich?

Wir haben es begreifen können, daß Herr Kehler aus Berlin ausgewiesen wurde. Das gehörte zum heutigen System. Es sollte den Berliner Maurern eine Kraft entzogen werden, welche den reactionären Meistern unbequem war.

Die Ausweisung aus Brandenburg war auch einigermaßen dadurch erklärlich, daß man hier den Fall schaffen wollte, um Herrn Kehler später aus den anderen deutschen Bundesstaaten auf Grund des „Freizügigkeitsgesetzes“ ausweisen zu können.

In Braunschweig gab nach der offiziellen Zeitung, die sich darüber äußerte, ein Mißverständnis (!) den Grund zur Ausweisung. Diese Zeitung behauptete, K. hätte sein Haupt so lange als er wollte in Braunschweig niederlegen können, wenn er nicht die Maurer und Zimmerer dort in ihrem Widerstand gegen die Meister bekräftigt hätte. Nun war aber thatsächlich gerade das Gegentheil der Fall, Herr Kehler bemühte sich, so lange er in Braunschweig war, darum, den Streik, den er dort vorfand, zu beenden. Er wirkte dafür, daß die Gesellen die Forderungen fallen ließen, nach welcher die Meister eine schriftliche Erklärung unterschreiben sollten. Er erreichte auch, was er anstrebte, der Streik wurde beigelegt.

Aus München war die Ausweisung noch etwas schwerer zu begreifen. Es wurde Herrn Kehler vorgeworfen, daß er einmal eine Fachvereinsversammlung als Zuhörer (!!) besucht hätte, ohne irgend wie sich an den Verhandlungen zu beteiligen oder auf sie einzuwirken, und daß er in einer Festversammlung einen ganz unpolitischen Toast (!!) auf das ehrsame Maurergewerk ausgebracht. Die Versammlung fand übrigens unter Vorsitz des zünftigen Altgesellen der Zunft der Maurer vor Lade und Büchse statt und war keine Fachvereinsversammlung, wenn auch Mitglieder des Fachvereins mit zugegen waren. Das waren nach Angabe des Polizeidirektors von Pechmann die Gründe zur Ausweisung, die übrigen, die der Herr noch anführte, waren dadurch leicht entkräftet, daß es ihm nachzuweisen war, wie er Herrn Kehler zuschrieb, was gar nicht diesen, sondern ganz andere Leute anging. Das vermochte er auch nicht zu widerlegen, trotzdem aber erklärte er frank und frei: „Das geht mich Alles nichts an, Sie werden doch ausgewiesen!“

Die Ausweisungen aus Gera und Altenburg können wir wieder eher begreifen. Hier war Herr Kehler in dem Wahlfeldzug sehr schneidig als Agitator aufgetreten. Diese beiden Ausweisungen haben uns nicht sonderlich uberrascht, denn Strafe muß sein!

Die Ausweisung in Gotha ließ sich vielleicht auf den freundschaftlichen Verkehr mit Herrn B. Bod und die zufälligen Besuche einiger bekannter Genossen zurückführen, wenn auch dadurch nicht entschuldigen. Die Ausweisung aus Eisenach hat aber selbst die konservativen Herren in Erstaunen gesetzt, die dort Herrn Kehler kennen gelernt hatten.

Also: warum eigentlich?

Vielleicht will man es wirklich durchsetzen, daß für Herrn Kehler kein Raum mehr in Deutschland sich findet und er auswandern muß. Es ist freilich sonderbar, daß man gerade auf die Entfernung des Herrn Kehler aus Deutschland so großen Werth zu legen scheint, da eine Schwalbe doch bekanntlich keinen Sommer macht und Herr Kehler doch sicherlich nicht mehr gilt, als viele Hundert andere Genossen. Wir können außerdem mittheilen, daß er Deutschland nicht räumen wird, so lange ihm noch ein einziger Ort in seinem Vaterlande nicht verboten ist. Nun ist die Möglichkeit für einen Preußen gegeben, etwa 500 mal ausgewiesen zu werden, und Herrn Kehler ist dies in einem Jahr nur 6 mal, bis jetzt zusammen nur 8 mal passiert, man müßte also etwas schneller arbeiten, um den alten Herrn bei Lebzeiten noch aus Deutschland zu vertreiben.

Aber: warum eigentlich?

Bloß den Meistern Berlins zu Liebe?

Die Leiden des Handwerks.

□ Das Handwerk, oder sagen wir genauer, der Stand der kleinen selbstständigen Gewerbetreibenden ist stark im Rückgange begriffen, wer kann das bestreiten. Die Statistik lehrt, daß die Zahl der Mitglieder dieses Standes sich im Verhältnis zum Wachstum der Einwohnerzahl und oft auch der absoluten Zahl nach vermindert. Der Augenschein der Erfahrung lehrt, daß die kleinen Handwerker in ihrem Wohlstande, in ihrer Lebenshaltung ganz bemerkbar zurückgehen.

Diese Wahrnehmungen macht der Handwerksmeister am eigenen Leibe und an dem Leben seiner Mitmeister, seiner Genossen, die er täglich vor Augen hat. Diese Wahrnehmung ist auch für andere, die Augen haben zum Sehen, gar nicht schwer zu machen, sie drängt sich auf. Der Nothruf des kleinen Handwerkers ist ein sehr berechtigter, ein ihm von den bestehenden Verhältnissen ausgepresster. Das Bestreben der Handwerker, sich aus ihrer Noth zu erlösen, ist eine ganz natürlich notwendige Handlung.

Alle Handlungen der Menschen erreichen aber nur dann ihren Zweck, wenn sie mit Erkenntnis der Umstände nach der rechten Seite hin geleitet werden. Wer im Wasser liegt und vom Tode des Ertrinkens bedroht ist, muß schwimmen. Das ist eine zu seiner Rettung durchaus notwendige Handlung. Wenn er aber nicht weiß, wo das rettende Ufer liegt, wenn er die Richtung nicht kennt, nach welcher er hinstreben hat, so wird ihn seine Thätigkeit leicht in noch größere Noth bringen, ihn vom rettenden Ufer noch weiter entfernen.

Die bedrohten Handwerksmeister, welchen das Wasser bis an den Hals und höher hinauf reicht, rufen tapfer nach Hilfe und strampeln auch, um sich oben zu halten. Das ist nothwendig und sehr achtenswerth, aber wir können nicht behaupten, daß das Ziel, dem sie zustreben müßten, ihnen klar und bekannt ist, daß sie wissen, wo das rettende Ufer liegt. Es wundert uns daher nicht, daß sie in eine immer unheilvollere Lage gerathen.

Der Handwerksmeister fühlt, daß seine Kundschaft sich verringert, daß die Preise seiner Erzeugnisse weichen, und daß seine Gesellen höhere Ansprüche an ihn stellen. Er kann den Zusammenhang der wirtschaftlichen Thatfachen nicht fassen, er sieht nur das Nächstliegende und begreift nicht die eigentliche, ferner liegende Ursache seiner Leiden. Seine Erinnerungen, seine eigenen Erfahrungen reichen nicht weit, sein Nachdenken wird durch Kenntniß der wirtschaftlichen Thatfachen früherer Zeiten nicht unterstützt und auch die heutigen Zustände kennt er nur oberflächlich. Was Wunder da, wenn ihn der Druck der Konkurrenz mit Jorn gegen seinen Nachbarn erfüllt, dem es ebenso schlecht geht, daß ihn die Forderungen der Gesellen empören, weil sie seinen schon so schwachen Verdienst verringern.

Der Handwerksmeister klagt laut, daß heute „ein jeder“ sein Gewerbe treiben kann, er ruft nach Zwangsmaßnahmen, nach Prüfungszwang, daß man glauben sollte, die Zahl der Meister wäre in letzter Zeit gegen die Zahl der Einwohner erheblich gestiegen, doch ist, wie wir wissen, das Umgekehrte der Fall, die Zahl der selbstständigen Handwerker ist im Allgemeinen im Weichen begriffen.

Wenn man die Klagen der Meister über die „schrakenlose Gewerbefreiheit“ hört, da sollte man glauben, vor Einführung derselben seien, auch wo die Großindustrie bereits mit in Wettbewerb trat, die Zustände im Handwerk andere gewesen.

Sehen wir uns einmal um in jener Zeit. Wir brauchen nicht weit zu suchen in unseren Erinnerungen. Wir bleiben in Berlin, in seinem Mittelpunkt, wir stellen uns da hin, wo heute das stattliche Rathhaus seine stolzen Zinnen erhebt und denken uns dreißig Jahre zurück. Da finden wir an dieser Stelle eine Anzahl enger, dumpfiger Gäßchen, deren Pflaster, holprig und schmutzig, von dem Straß der Sonne selten oder nie erreicht wurde, deren Kimmsteine ekelhafte Gerüche, mörderische Dünste aushauchten.

Bliden wir in einen düsteren, ruffigen Keller dieser Gäßchen, so haben wir Gelegenheit, ein untergeordnetes Gewerbe eingehend zu studiren. Ein untergeordnetes Gewerbe vor Einführung der Gewerbefreiheit in zünftiger Zeit. Aus diesem Keller tönt von 5 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends das Klappern der Hämmer zweier Nagelschmiede, Meister und Geselle. Sie hämmern und hämmern, hungrig, blaß, abgezehrt und kraftlos, sie arbeiten von früh bis spät, trostlos, hoffnungslos, und können nicht erwerben, was zum Leben nothwendig ist. Die Zunftregeln schmieden sie an den Ambos, an das Nagelisen. Mit ihnen theilt den Raum der schmutzige magere Hund, der das Triebrad treibt, das den Blasebalg in Bewegung setzt. Aus seinen Augen blickt noch mehr Leben und Hoffnung als aus denen der Menschen bei ihm. Ist der Blasebalg hoch, dann springt er mit sinfem Satz aus dem Rade, mit einem Sprunge ist er die Treppe hinauf vor der Thür seines Kerkers. Seine Augen fliegen rechts und links die Straße entlang, er begrüßt schnell einen Hundekameraden, aber da sinkt der Blasebalg zusammen, die Luft bringt einige gurgelnde Töne im Feuer hervor. Wie der Bliß ist der Hund wieder am Rade und beginnt seinen endlosen Weg mit gesenktem Kopf und lang lächzender Zunge. Nagel auf Nagel wird durch das Eisen geschlagen und fällt klirrend zu Boden. Wenn aber die Woche um ist, dann sehen sich Meister und Geselle an, trostlos, traurig. Der Verdienst wäre für einen gering; es müssen sich zwei damit begnügen und der Hund verlangt auch sein mageres Brod.

Da kam eine Zeit, die Nagelschmiede waren verschwunden.

Wo waren sie geblieben? Wer wußte es, wer fragte danach? Sie waren verstorben, verstorben im Armenhause, auf der Landstraße als Bagabunden. Wer brachte sie um? Die Gewerbefreiheit nicht. Die Nagelschmiede waren sehr zünftig. Sie hatten Zunft und Herberge, Lade und Büchse, Ober- und Untermeister, Altgeselle und Junggeselle, Prüfung und Meisterstück. Ja, sie hatten sogar noch Meisterhöfchen und Quartals-Zulage. Viel gab es dabei freilich nicht, aber man freute sich doch über die prächtige Zunftfahne. Es nützte ihnen Alles nichts. Es konnte nicht „Ein Jeder“ Meister werden, es kam aber doch so weit, daß keiner mehr dazu Lust hatte. Es konnte nicht „Ein Jeder“ Lehrlinge ausnützen, sie fanden aber keine jungen Leute mehr, die dumm genug waren, Nagelschmiede zu werden. Die Gewerbefreiheit that es nicht. Nun wer denn? Wer?! Die Macht des Großkapitals, die Maschinenarbeit, die Fortschritte der Künste, Gewerbe und Wissenschaften im Dienste, nicht der Gesamtheit, sondern des Privatkapitals, das waren die Gegner. Sie sind mächtige Gegner, wenn man nichts ihnen entgegen zu setzen hat, als die harte, arbeitskundige Hand mit dem zünftigen, veralteten Arbeitsgeräth.

Da sind die Glaser. Auch ihr Gewerbe begann seinen Rückgang schon zur zünftigen Zeit. Sie wären vollständig verschwunden wie die Nagelschmiede, wenn die Gewerbefreiheit sie nicht gerettet hätte. Durch Einführung derselben wurde ihnen wenigstens möglich, passende Nebengewerbe zu ergreifen. Manden Orts verband man einzelne Zweige der Tischlerei mit der Glasererei, anderen Orts legten sich die Glaser Handelsgeschäfte zu, handelten mit Glas, mit Porzellan, mit Lampen, mit Petroleum, mit Goldleisten, mit Bildern, so wie es gerade passie. Die geschmacklose Bugenscheibenmode unserer „stylgerechten“ Zeit hat die Glaser wieder etwas begünstigt, doch das geht wieder vorüber. — Der zünftige Glaser, der mit seinem Glaskasten von Dorf zu Dorf zog, dort schon erwartet wurde, der das Blei walzte, den Kitt klopfte, die kleinen Scheiben aus dem grünen, schlierigen Glase schnitt und in die Fenster fügte, er ist verschwunden. Das Glas ist weiß und klar geworden, das Blei kommt nur noch bei „stylgerechten“ Fenstern zur Anwendung und wird aus Fabriken bezogen, der Kitt wird von anderen Fabriken geliefert. Die größeren Scheiben aus dem besseren Glase kann jeder Dorf Tischler schneiden. Wo ist da Raum für das primitive Glasergewerbe? Treibt der Glaser kein anderes Gewerbe daneben, dann geht es ihm recht traurig. Die Beschränkung der Gewerbefreiheit würde ihn vollends hinrichten, er würde verschwinden.

Auch ihn bedrängt dieser Fortschritt der Künste, Gewerbe und Wissenschaften im Dienste der Kapitalmacht.

Heute greift dieser „Fortschritt“, diese Kapitalmacht, diese Maschinenarbeit andere Gewerbe mit gleicher Schärfe an. Das Schuhmachergewerbe ist eines derjenigen, die am meisten leiden, es ist ebenfalls in seinem Bestande bedroht. Die Maschinenarbeit gewinnt immer weitere Ausdehnung, vervollkommnet sich von Woche zu Woche und drängt die Handarbeit, den handwerksmäßigen Betrieb im Schuhmachergewerbe immer weiter zurück. Der Schuhladen ist schon bei vielen Schuhmachern die Hauptsache, die Werkstatt nur ganz Nebensache. Der arme Kleinmeister sinkt immer mehr zum Fabrikarbeiter hinab, wenn er auch noch für den Fabrikanten in der eigenen Werkstatt arbeitet. Die Handarbeit hat freilich noch einigen Raum in der Schuhmacherei. Für „unregelmäßige Füße“, die heute, Dank der zünftigen Schusterkunst, recht häufig sind, für besonders kunstvolle Arbeit kann sie noch nicht entbehrt werden. Aber der kleine Meister hat davon nur geringen Vortheil. Um die Kundschaft anzulocken, dazu gehört ein Laden mit Spiegelscheiben und kostbaren Schaustücken, glänzende Erleuchtung, Empfangsalon für die vornehme Kundschaft. Das kann alles nur der haben, der Kapital, viel Kapital besitzt, der Fabrikant, nicht der kleine Meister, der Handwerker.

Ueberall sehen wir als Gegner des Handwerks dieselben Mächte, die Kapitalmacht, die Maschinenarbeit, die Fortschritte der Künste, Gewerbe und Wissenschaften, die der kleine Mann sich nicht dienstbar machen kann.

Sehen die Handwerksmeister in ihrer Mehrheit oder auch nur in erheblicher Zahl ein, was da geschehen muß, um diesen Mächten gegenüber das Recht der „Arbeit“ hoch zu halten? Ei bewahre! Der Meister sieht immer nur seinen Nachbarn, er betrachtet den, der gegen die mächtigen Gegner ebenso hoffnungslos kämpft, mit neidischem, giftigem Blick. Er sieht dessen elende Werkstatt neben der seinen und denkt: „Der nimmt mir die Kundschaft weg, wenn ich noch die Arbeit hätte, die der hat, dann ginge es mir gut!“

Ist er gar noch aus der alten Zeit her, der so denkt, hat er noch zur Zunft gehört, besitzt er noch sein heute unverwendbares „Gesellenstück“ und sein heute noch viel nutzloseres aber theueres „Meisterstück“, die die Wand seiner ärmlichen Wohnung zieren, oder verstaubt und verrostet auf dem Boden unter altem Gerümpel liegen, dann ist er noch giftiger. „Wart! Könnte ich dir auch solch einen Befähigungsnachweis anhängen, dann solltest du es schon unterlassen, mir Konkurrenz zu machen!“ Der arme Nachbar mit seinen zwei schlecht gelohnten Gesellen, die erscheinen ihm als die Verkörperung der gefürchteten Konkurrenz, deren Wirkung er spürt.

Da wird aber drüben eine Fabrik angelegt, groß und prächtig mit mächtigen Sälen, thurmartigem Schornstein. Die Maurer fügen emsig Stein an Stein, die Schloßer und Zimmerer errichten die eisernen und hölzernen Konstruktionen, die Maschinenbauer bringen die ungeheuren Kessel, die stöhnenden Pumpen, die tausenden Räder in Gang. Nun stampft es und pufst und dröhnt. Die

beiden Meister sehen mit Interesse zu. Was wird das? Nur zu bald erfahren sie es, denn nach zwei Jahren gehen sie, mit Blechklammern in der Hand, mit blaffen Gesichtern und schmutzigen Kleidern als Arbeiter durch die großen Thore mit einer großen Schaar vieler, vieler ähnlicher Männer. Die Meisterschaft hat für sie aufgehört. Der Fortschritt des Großbetriebs, der allein die Fortschritte der Künste, Gewerbe und Wissenschaften ausnützen konnte, hat sie gefressen, der Zünftige braucht den Nichtzünftigen jetzt nicht mehr zu beneiden, sie sind gleiche Brüder geworden — im Elend!

Aber ihre Kollegen, die haben sich doch eine Lehre daraus genommen, sie wissen jetzt doch, wo der Feind steht und denken daran, sich zu wehren, in der rechten Art zu wehren?

Ach nein, noch lange nicht! Die Gefahr, die sie fühlen, aber nicht zu würdigen wissen, treibt sie zwar zum Handeln, indessen dies Handeln ist ohne bestimmten Zweck. Sie vereinigen sich, denn, ganz richtig, man kann in einer Vereinigung sich besser wehren. Aber nicht jedes Zusammenlaufen ist eine Abwehr. Auch die Schafe bilden einen Knäuel, wenn sie Gefahr merken. Dies hindert aber den Wolf nicht, so viele zu nehmen, als es ihm beliebt.

Die bedrohten Meister laufen zusammen und bilden Innungen, Innungs-Unterverbände, Innungs-Centralverbände, Innungs-Ausschüsse, Innungs-Centralausschüsse.

So, nun sind die Verbände und Ausschüsse da! Was thun wir nun? Ja, was thun wir nun?! Wir stellen Forderungen; wir halten Innungstage ab, da werden wir schon finden, was für „Forderungen“ wir stellen müssen. Dann bilden wir noch einige Ausschüsse, um unsere „Forderungen“ bestimmt und präzis zu stellen!

Was wir wollen? Nun wir wollen das „Handwerk heben“ und die Sozialdemokratie bekämpfen. Was heißt das „Handwerk heben“? Das heißt: wir wollen mehr verdienen, wir wollen einen sicheren und guten Verdienst haben. — Wie wir das erreichen wollen? Dazu sind die Ausschüsse und Vorstände da, um das zum nächsten Innungstage uns zu erklären. O! wir wissen wohl, was wir wollen und werden es nächstens auch sagen. — Was? Sie meinen, wir wissen gar nicht was Sozialdemokratie ist? Das wäre noch besser! Sozialdemokratie ist, wenn ein Arbeiter auch, wie wir, einen sicheren und guten Verdienst verlangt, wenn er Lohnerhöhungen beantragt, das wollen und müssen wir energisch zurückweisen. Wir sind aber stets bereit, „berechtigten Forderungen“ der Arbeiter eingehend zu prüfen, wir sorgen für unsere Arbeiter! Es lebe die Innung!

Nun kommt der große Innungstag. Sie kommen zusammen, sie essen, sie trinken, die Obermeister halten schöne oder weniger schöne Reden, da kommen auch der Herr Pfarrer, der Herr Landrath, der Herr Polizeipräsident, der Herr Oberpräsident, der Herr Minister. Sie sind so leutselig, so herablassend, sie schwärmen so für das Heben des Handwerks, sie halten schöne Reden und ermahnen die Meister, recht fromm, recht gehoramt, recht konservativ und recht loyal zu sein, die Sozialdemokratie, die Fachvereine, die Gesellenklassen weiter schön zu bekämpfen, hübsch „national“ zu wählen, dann soll ihnen auch Prüfungszwang und andere schöne Sachen, Arbeitsbücher und so mehr geschenkt werden. Die Zünftler sitzen, hören, trinken und entschlafen, herauscht von aller Güte und Liebe, die man ihnen entgegen bringt.

Da ziehen Schaaren von Maurern heran und legen die Fundamente zu mehreren Hunderten neuer Fabriken. Ja Fabriken, die Euch nicht gehören, die für Euch nicht arbeiten, liebe Innungsmänner, die längst jedem Prüfungszwang entwachsen sind und nie von ihm betroffen werden können.

Es wird ein böses Erwachen sein, wenn der Raufsch verfloren sein wird. Vielleicht erkennt Ihr nach der Ernüchterung, was geschehen muß, und wo der Feind steht, Ihr Innungsmänner.

Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien.

I.

Allgemeine Betrachtungen.

Man ist im Auslande, und zwar theilweise auch seitens der Sozialisten, im Unklaren über Umfang und Tiefe der französischen sozialistischen Bewegung und nimmt meist ohne Weiteres an, daß in Frankreich eine starke und wohl organisierte sozialistische Arbeiterpartei existiere. Diese Annahme ist jedoch, wie wir bereits früher ausführten, eine irrthümliche, und es muß ihr im Interesse unserer Sache selbst entgegengetreten werden. Wir Sozialisten dürfen uns nicht in Illusionen wegen, sondern müssen den Thatsachen klar ins Auge blicken, mögen dieselben nun angenehm oder unerquicklich sein.

Die falsche Auffassung und Beurtheilung der französischen Bewegung wurzelt meist in dem Schlusse, daß Frankreich als klassisches Land der Revolutionen unbedingt auch eine kräftig entwickelte sozialistische Partei besitzen müsse, um so mehr, da die Verhältnisse einer Bewegung seitens der Arbeiter viel freieren Spielraum gewähren, und der bewegliche, thatenfreundliche Charakter der Bevölkerung selbst einem Gedeihen der Bewegung nur unendlich günstig sein könne. Thatsachen, die sich auf Thatsachen häufen, zeigen jedoch, daß die moderne Arbeiterbewegung in den monarchischen Ländern mit jedem Jahre an Stärke und Festigkeit der Organisation zunimmt und trotz eines sich stetig steigenden unerhörten geistigen und politischen Drucks zu einem mächtig einherfluthenden Strom

anschwillt. Folglich, ist man zu denken geneigt, muß die Bewegung in Frankreich, dem republikanischen Frankreich, dem revolutionären Frankreich, einen noch weit intensiveren und tiefergehenden Charakter tragen.

Die Wirklichkeit stimmt jedoch zu solcher Voraussetzung sehr schlecht. Die Ursachen, warum die französische Arbeiterbewegung gegenwärtig noch so schwach entwickelt ist, sind vielfacher Natur und werden bei Beurtheilung der französischen Parteiverhältnisse oft nicht genügend in Betracht gezogen.

In erster Linie dieser Ursachen stehen wohl die vielen Revolutionen, die seit bald einem Jahrhundert Frankreich nicht zur Ruhe kommen ließen und noch obendrein die energischsten und intelligentesten Kräfte aus dem Volke dahinnähmen. Revolutionäre von Profession erblickten freilich in diesen Revolutionen ein großes und fruchtbares Erziehungsmittel, die Volksmassen zu befähigen, für Verbesserung ihrer Lage einzutreten. Bei näherem Zusehen erscheint jedoch dieses so oft den deutschen Sozialisten entgegengesetzte Erziehungsmittel etwas problematisch. Eine derartige, wir möchten fast sagen, mechanisch revolutionäre Bewegung setzt weder eine besonders erzogene Volksmasse voraus, noch wirkt sie besonders erzogenerisch, um dieselbe für ihre weitere geschichtliche Rolle vorzubereiten. Was sie voraussetzt, ist weiter nichts, als ein gegebener außerordentlicher Moment der Begeisterung, und was sie wirkt, ist die Anfeuerung durch das Beispiel. Aber der Werth dieser beiden Faktoren ist für die innere Hebung der Volksmassen ein äußerst begrenzter, gewöhnlich folgt auf sie sogar eine Periode der Erschlaffung und Erschöpfung. Die revolutionäre Tradition treibt auf die Barrikade und verwandelt Hunderte von sorg- oder harmlosen Bürgern in kampfesmuthige Löwen, aber sie vermag nicht jene zielbewusste Intelligenz und jene ruhige, kaltblütige Energie, jene stetige Anspannung aller Kräfte und pflichtfreie Aufopferungsfähigkeit zu zeitigen, die Tag aus, Tag ein, Stunde für Stunde auf Posten stehen läßt, und dies in einem Kampfe, der für den oberflächlichen Beobachter des Glorienscheins von Heroismus entbehrt und als alltäglich und bedeutungslos erscheint.

Dies zeigt sich auch in Bezug auf die französische Bewegung. Die Arbeitermasse ist trotz der Revolution noch nicht in dem Maßstabe, wie Viele voraussetzen, an die moderne sozialistische Bewegung herangezogen und für sie erzogen, und die geringe Energie, mit der sie in dieselbe eintritt, erklärt sich zum Theil durch die starken und häufigen Aderlässe, welche die französische Bourgeoisie (mit oder ohne radikale Phrasen) an dem französischen Proletariat praktiziert hat.

Speziell die letzte, vor 16 Jahren stattgehabte Niederlage des französischen Proletariats hat die Massen in moralischer und physischer Hinsicht so geschwächt, daß sie bis jetzt noch nicht wieder zu ihrer ursprünglichen Kraft erstarkt und diese Kraft in zielbewusstem politischem Kampfe bethätigen konnten. Das Häuflein derer, die als Kämpfer in Reih und Glied der modernen Arbeiterbewegung stehen, ist noch nicht groß genug, um eine gewaltige moralische Wirkung im Lande und auf die machthabenden Klassen auszuüben. Ihre Zahl im ganzen Lande ist bei weitem geringer als die der 1871 in Frankreich Gefallenen und Exilirten.

Als weiteren Grund der schwachen Bewegung haben wir die in Frankreich vorherrschende kleinbürgerliche Produktionsweise, die einerseits die Klassegegensätze nicht so scharf hervortreten und zum Bewußtsein gelangen läßt, andererseits keine großen Arbeitszentren schafft — Paris hiervon abgerechnet, das Herz und Kopf Frankreichs ist. Die Provinz hat erst in letzter Zeit ein selbstständiges Leben angefangen, und mit diesem hat auch erst seit kurzem eine Bewegung des provinziellen Proletariats begonnen.

Endlich sind die vielen revolutionären und utopistisch-sozialistischen Schulen zu nennen, die bisher hinderten und noch heute hindern, daß die nüchternen zielbewussten moderne Bewegung tieferen Grund faßte. Frankreich zeigt, wie wir bereits einmal kurz erwähnten, eine wahre Musterkarte von sozialistischen Schulen und Schulchen, welche die Masse der Arbeiter in kleine, meist fanatische und sich abschließende Gruppen zerplittern. Am tiefgehendsten und weitverbreitetsten wirkt noch Proudhon's Einfluß nach, dessen kleinbürgerliche Utopien der kleinbürgerlichen Produktionsweise und dem kleinbürgerlich-radikalen Geist am zuzugendsten sind. So hat der moderne Sozialismus bei aller äußeren Entwicklungsfreiheit einen wahren Niesenkampf mit den französischen Arbeitern selbst zu führen, und sein Marsch kann nur langsam, Schritt für Schritt vorwärts gehen. Sogar in der „Revue socialiste“, also in einer wissenschaftlichen sozialistischen Zeitschrift wird in mehreren sehr breitgetretenen Artikeln der „französische Sozialismus dem modernen materialistischen Sozialismus, auch „deutscher Sozialismus genannt“, entgegengesetzt. Wenn das am grünen Holz geschieht, wie muß es da erst um den dünnen Ast bestellt sein, in den Reihen der Arbeiter, die wenig oder nichts über Sozialismus lesen, welsch letzterer Umstand auch verurteilt, daß die sozialistische Literatur in Frankreich so schwach entwickelt ist — wo keine Nachfrage, ist auch kein Angebot. Für die französischen Sozialisten konzentriert sich die ganze Frage vor Allem in der sozialen Revolution, was vorher ist und nachher kommen wird, dafür müssen die Güter sorgen. Nur sehr wenige unter den Arbeitern haben einen klaren und genauen Begriff vom modernen Sozialismus, aber noch geringer ist das Verständnis dafür unter den gebildeten Klassen, für die Sozialismus und Anarchismus identisch sind und sich mit der Vorstellung von Revolution nach der alten bekannten Hengabelschablone decken.

Die angeedeuteten Umstände und noch mehrere, wie z. B. der Krieg von 1870/71 und die darauf folgende starke Reaktion waren und sind ebensoviele Hindernisse, welche sich der Verbreitung der neuen Ideen und der Bildung einer selbstständigen und einigen Arbeiterpartei in den Weg stellen.

Freilich steht auf der anderen Seite die Thatsache fest: die verschiedenen sozialistischen Schulen schrumpfen mehr und mehr zusammen und verschwinden vor der Logik der Thatsachen, die neue Bewegung wird allmählich durch die Macht der Verhältnisse geschaffen, und wenn auch noch langsam, so giebt sie sich doch kund und geht vorwärts.

Der Sozialismus in England.

II.*)

London, 12. September. — In unserem vorigen Artikel haben wir nachgewiesen, daß die soziale Bewegung in England dieselbe ökonomische Grundlage hat, wie in Deutschland: die Konzentration der Arbeitsmittel in den Händen Weniger und das dadurch bedingte Elend des Proletariats. Aber auch die wissenschaftlich-theoretische Grundlage ist in beiden Ländern dieselbe: die hervorragenderen Werke der deutschen sozialdemokratischen Literatur sind fast alle ins Englische überetzt und finden eifrige Leser. So vor allen Dingen Marx' Kapital, Bebel's Buch über die Frau und die Agitationsbroschüren von Lassalle. Speziell das Marx'sche Werk scheint in England ebenso viel gelesen und ebenso viel zitiert zu werden, wie in Deutschland, — ein Umstand, der die Gegner der Arbeiter-Emanzipation oft zu der Behauptung veranlaßt, daß die englische Sozialdemokratie ein aus Deutschland importirtes Gewächs sei, welches in England keine Wurzeln schlagen werde. Wie unsinnig diese Behauptung ist, haben wir bereits nachgewiesen; noch unsinniger aber erscheint sie, wenn wir bedenken, daß in England eine tiefgreifende proletarische Bewegung schon in den vierziger Jahren vorhanden war, zu einer Zeit also, wo der deutsche Arbeiter noch für die Bourgeoisie die Kaskanen aus dem Feuer holte. Denn die Chartistenbewegung war wenigstens in ihren letzten Stadien eine durchaus proletarische Bewegung. Nur ging es den englischen Arbeitern damals, wie es in den sechziger Jahren noch den meisten Anhängern Lassalle's erging, und wie es heutzutage noch vielfach den belgischen Arbeitern ergeht: sie hielten das allgem. eine Stimmgrecht für den Zauberschlüssel, der ihnen auf die einfachste Weise von der Welt die Thore des Paradieses öffnen sollte. Und darum war ihr einziges Lösungswort: „die Charte, die Charte und nichts als die Charte! Haben wir erst die Charte, dann ergiebt sich das andere von selber.“

Daß aber hinter dieser politischen Forderung des allgemeinen Wahlrechts die soziale Frage stand, das geben die Wortführer des Chartismus mit der größten Offenheit zu. So sagte beispielsweise der Methodistprediger Stephens, einer der Hauptagitatoren, wörtlich folgendes: „Der Chartismus, meine Freunde, ist keine politische Frage, bei der es sich darum handelt, ob Ihr das Wahlrecht bekommt oder nicht, sondern der Chartismus ist eine Messer- und Gabelfrage, „die Charte“, das heißt gute Wohnung, gutes Essen und Trinken, gutes Auskommen und kurze Arbeitszeit.“ Und in demselben Sinne erklärte ein anderer Agitator, Cobbet, als man ihm vorwarf, daß nach seiner Ansicht Bier und Sped die einzigen Zeichen guter politischer Zustände seien: „Man füge hinzu Brot, gute Kleidung, Hemden für die Frauen, Schuhe, Strümpfe und Kopfbedeckung, Glasfenster in den Wohnungen, Betten und Bettzeug, einen Abtritt in jedem Haus, — man füge dies Alles hinzu, und dann haben Sie Recht.“ Ja, in den Chartistenblättern wurde sogar wiederholt und in der denkbar schärfsten Form die Behauptung aufgestellt, daß der Kapitalist den Arbeiter um einen Theil seines Verdienstes betrüge, daß dem Arbeiter der volle Werth seines Produktes zustehe, und daß jeder das Recht haben müsse, sich nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen zu nähren und zu kleiden. Wären diese Blätter, statt vor fünfzig Jahren in England, heutzutage in Deutschland erschienen: sie wären unbedingt auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden.

Und diese Bewegung war im englischen Volke eine so tiefgehende, daß man sich jetzt kaum eine Vorstellung davon machen kann. Petitionen an das Parlament, die mit drei Millionen Unterschriften bedeckt sind, oder Massenversammlungen, zu denen aus stundenweiter Entfernung über 400 000 Menschen zusammenströmen, regelrecht organisierte Kämpfe zwischen den Arbeitern und dem Militär: diese und ähnliche Erscheinungen geben mit einem annähernd zutreffenden Bild von der Gährung, in welcher sich damals der englische Arbeiterstand befand. Freilich dieselbe hatte ihre sehr naheliegenden Gründe. Durch die Handelskrisen war das Elend der arbeitenden Bevölkerung auf einen bis dahin noch unbekanntem Höhepunkt gestiegen. In Stockport, einem Fabrikort bei Manchester, standen beispielsweise 3000 Wohnhäuser leer, nicht etwa weil dafür kein Bedarf vorhanden gewesen wäre, sondern weil die Arbeiter die Miete nicht aufstreiben konnten. Dabei waren im Laufe von vier Jahren die Armenunterstützungen von 53 000 bis auf 144 000 Mark gestiegen. Und in Leeds, ebenfalls einem Fabrikort, erhielt der fünfte Theil sämtlicher Einwohner Armenunterstützung.

Daß dennoch die Chartistenbewegung, wenigstens äußerlich, so ziemlich im Sande verlief, ist nichts weniger

*) Fortsetzung aus Nr. 5 der „Berl. Volks-Zeitung“.

als auffallend. Sie war ein Kind der Noth und mußte zu Grunde gehen, wenn diese Noth gehoben wurde. Und dazu wirkten verschiedene Umstände mit.

Im Jahre 1848 wurden die kalifornischen Goldfelder entdeckt und kurze Zeit darnach auch diejenigen Australiens. Ein großer und vielleicht der größte Theil des gewonnenen Goldes ging nach England, welches dagegen seine Manufakturwaaren eintauschte. Dadurch, sowie durch andere Umstände, deren Erörterung hier zu weit führen würde, nahm die Industrie einen ungeahnten Aufschwung, die Nachfrage nach „Händen“ wurde immer stärker und die Löhne stiegen schnell. Außerdem hatte die englische Regierung die unentgeltliche Ueberfahrt nach den australischen Goldfeldern eingerichtet, und die Folge davon war, daß ein großer Theil der unzufriedenen Elemente das Land verließ, um in dem neuen Erdtheil sein Glück zu suchen. Dadurch vermehrte sich aber in England von neuem die Nachfrage nach Arbeitskräften, und die Löhne gingen noch mehr in die Höhe. Zudem hatte die Regierung das sogenannte „Zehnstundengesetz“ angenommen, durch welches mindestens die Ausbeutung der jugendlichen und der weiblichen Arbeiter etwas beschränkt wurde. Dies alles, im Verein mit anderen nebensächlicheren Umständen, ließen dem Arbeiter seine damalige Lage als eine relativ günstige erscheinen und schwächten die Chartistenbewegung allmählig bis zur vollständigen Vernichtung ab.

Zur letzteren trugen auch die gewerkschaftlichen Vereinigungen, die „Trades Unions“, nicht unwesentlich bei. Dieselben richteten ihr Bemühen zunächst darauf, die Durchführung des „Zehnstundentages“ zu erzwingen, zugleich aber betrachteten sie es als ihre Aufgabe, durch Benutzung günstiger Konjunktoren, sowie durch Vermittelung von Rechtsbeistand für ihre Mitglieder, eine Besserung der finanziellen Lage des Arbeiterstandes herbeizuführen. Und da ihnen dies in Folge der günstigen Zeitverhältnisse vielfach gelang, so wandte sich ein großer Theil der Chartisten von der politisch-sozialen Bewegung ab und schloß sich den Trades Unions an.

Die Bourgeoisie erkannte natürlich gar bald, daß die Gewerkvereine dem Chartismus gegenüber der geringere Feind seien und begünstigte dieselben daher, wo sie nur konnte. Auf diese Weise wurden die Gedanken der englischen Arbeiter nach und nach immer mehr von der Politik abgelenkt und auf kleinliche Bestrebungen, wie Krankenunterstützungs-, Alters-, Unfallversicherungs- und Begräbnisklassen hingewandt.

Um die Thätigkeit dieser Trades Unions in den letzten Jahrzehnten richtig würdigen zu können, darf man vor allen Dingen nicht übersehen, daß dieselbe durch die wirtschaftliche Entwicklung Englands in hohem Maße begünstigt wurde. Die englische Industrie eroberte in den fünfziger und sechziger Jahren fast den gesamten Weltmarkt und die Löhne würden dadurch auch ohne die Dazwischenkunft der Gewerkvereine gestiegen sein.

Dieses ist indessen im Laufe der letzten Jahre wesentlich anders geworden: Deutschland, Frankreich und Nordamerika haben England auf dem Weltmarkt eine gewaltige Konkurrenz gemacht, und dieselbe wächst noch jetzt fortwährend. Dadurch sind in dem letzten Jahrzehnt die Löhne wieder rapid heruntergegangen und die rein gewerkschaftliche Bewegung hat dadurch Gelegenheit bekommen, ihre Unfähigkeit zur Lösung der sozialen Frage aufs schlagendste zu beweisen. In Folge dessen sind ihr Ansehen und ihre Bedeutung bedenklich geschwunden und die vernünftigeren

unter ihren Mitgliedern halten ihren vollständigen Zerfall für sehr nahe bevorstehend.

Unter solchen Umständen war es nicht allein erklärlich, sondern unaussprechlich, daß eine neue Partei die Interessen des Arbeiterstandes in ihre Hand nahm, eine Partei, welche weitfichtig genug war, um den Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen und der politischen Frage zu erkennen und beide vereint ihrer Lösung entgegenzuführen. Daß diese Aufgabe nur der Sozialdemokratie zufallen konnte, liegt auf der Hand. So entstand die sozialdemokratische Partei Englands.

Politische Nachrichten.

Im Jahre 1859 befanden sich in Irland, welches damals eine Bevölkerung von über 6 Millionen hatte, 114 594 Individuen im Armenhause. Im vorigen Jahre wurden auf diese Weise 316 165 Personen versorgt, obgleich die Bevölkerung weniger als 4 Millionen beträgt! 1885 betrug die Zahl der unterstützten Paupers 442 289 und 1880 war sie auf 633 021 gestiegen, d. h. ein Siebentel der Bevölkerung war so arm, daß sie unterstützt werden mußte. In einzelnen Distrikten, welche unter einem besonderen Akt standen, war das Verhältnis noch viel größer. In Connaught mit einer Bevölkerung von 800 000 waren 1886 über 185 000 Paupers, d. h. nahezu ein Viertel der Seelenzahl! Und den Verzweifelungsgründen eines solchen Landes beantwortete die konservative englische Landlordregierung — mit Mühen und Kosten, wie in Mittelstons.

Der zweite belgische christlich-soziale Kongress trug ganz das Gesicht des vorjährigen und forderte vom Staate hauptsächlich die Schaffung einer Arbeiterversicherung, gewerkschaftlicher Organisationen der Arbeiter — und die Beschränkung der Kinderarbeit. „Kinder im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren dürfen nicht länger als zwölf (!) Stunden beschäftigt werden“ — heißt es in der angenommenen Resolution sehr bezeichnend. Im Uebrigen liefen alle Aeußerungen wieder darauf hinaus, daß alle wirtschaftlichen und öffentlichen Verhältnisse mehr mit kirchlichem Geiste und Einfluß durchsetzt werden müßten — dann erst könne eine gründliche Besserung erwartet werden. Vereine und Presse, Zivil- und Strafrecht, Zünfte und freie Bohnthätigkeit, Unfallversicherung und Trunksucht, Unterricht und Sittenpolizei, Sonntagsgelände und Erbrecht, populäre Vorträge und Militärseelsorge — das Alles und noch Anderes erfasste sich der gleichen Berücksichtigung durch den Kongress und wurde ohne viel Federlesens der Kirche überwiesen. Selbst der Luxus wurde verurtheilt und verurtheilt, und zwar durch folgende Resolution: „Der Kongress, in Erwägung, daß man die soziale Frage durch Besserung der höheren Stände in Angriff nehmen muß, besonders durch die Beschränkung der Vergnügungen und eine christliche Auffassung des Luxus; daß ferner die katholischen Familien sich in dem sie umgebenden äußeren Glanz vom Geiste des Christenthums und dem Bedürfnisse der Zeit leiten lassen müssen; spricht den Wunsch aus: 1) daß die Ausgaben für soziale und religiöse Zwecke in das Budget der bestehenden Stände eingeschrieben werden gleich anderen Luxus-Ausgaben, denen sie sich standesgemäß nicht entziehen können; 2) daß die Presse helfe, eine Strömung in diesem Sinne zu bewirken, indem sie Stillstehendes über die Aeußerungen weltlichen Luxus beobachtet, dafür aber bei jeder Gelegenheit das Verdienst jener Familien hervorhebt, die ihren Ueberfluß katholischen Werken zuwenden.“ Uebrigens gar kein so dummes Einfall! Der moderne Bourgeois treibt bekanntlich einen guten Theil seines Luxus nicht aus purer Vergnügungssucht, sondern — zur Klippe. Würde die Presse also für glänzende Toiletten und Karossen keine Reklame mehr machen, sondern nur für Schenkungen an die Kirche, so würde Freund Bourgeois allerdings mehr der Muttergottes und weniger den Nana's zuwenden. Freilich wird die Presse dafür nicht zu haben sein, da sie ihre Reklamen lediglich nach den Schenkungen — an die Presse bestimmt. Soll sie mitwirken, den Goldstrom, der ihr bisher zufließt, in das kirchliche Bett abzuleiten? — Schließlich wurde auf dem belgischen Kongress auch noch beschlossen, daß jedes einzelne soziale Unternehmen unter den Schutz eines besonderen Heiligen zu stellen sei. Jetzt kann der Lösung der sozialen Frage nichts mehr im Wege stehen.

Ausgewiesen aus Berlin wurde ein junger Däne, der Tischler Christian Wilhelm Thorsen. Vor 3 Wochen hatte

er bereits eine Verhaftung und Hausdurchsuchung zu übersehen. Erstere erfolgte durch den bekannten Herrn Raporra, letztere förderte nichts zu Tage als zwei dänische „Sozialdemokraten“, einige konservative und liberale dänische Blätter und ein paar Broschüren und Niederbücher. Alles wurde prompt mitgenommen und nicht zurückgeliefert. Herrn Thorsen wird weiter nichts vorgeworfen als „Verkehr mit Sozialdemokraten“. Als Ausländer hat er ganz Preußen zu verlassen, bis Montag, wenn nicht „Zwangstransport“ eintreten soll.

Vereine und Versammlungen.

— Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (C. S. 29 Hamburg) Filiale Berlin I. Versammlung am Sonnabend den 17. September, Abends 8 Uhr, Lichterfelderstr. 68 (Wilmshöhe). Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Abrechnung vom Sommerabendsball. 3. Innere Kassenangelegenheit. Um recht rege Theilnahme der Mitglieder wird ersucht. Beiträge werden in der Versammlung entgegengenommen.

— Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (C. S. 29 Hamburg) Filiale Berlin I. Versammlung am Sonnabend, den 17. September, Abends 8 1/2 Uhr, bei Adernann, Lothringersstr. 81.

— Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (C. S. 29 Hamburg), Filiale Berlin C. Sonntag, den 18. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Das Verhalten arbeitssfähiger Kranker und Verschiedenes. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß am Sonnabend, den 24. d. M., in Cohnmann's Salon (früher Bettin), Brunnenstr. 34, zum Besten hilfsbedürftiger Mitglieder der Filiale ein großes Familienkränzchen, verbunden mit humoristischen Vorträgen, stattfindet. Entree (inkl. Tanz) für Herren 50 Pfg., Damen 25 Pfg. Billets sind vorher in den Zahlstellen Brunnenstraße 113 bei Schulz; Bergstr. 36 bei Salla; sowie bei den Mitgliedern Schmittau, Adlerstr. 53 v. 3 Tr.; Brin, Hermsdorferstr. 2 und Schummel, Gartenstr. 56, §. 1 Tr. zu haben. Des wohlthätigen Zweckes wegen werden die Mitglieder ersucht, sich recht zahlreich an dem Kränzchen zu betheiligen, da ein genügender Abend versprochen werden kann.

— Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsklassen. Versammlung jeden dritten Sonnabend im Monat, Abends 9 Uhr, bei Bartelt, Flottwellstr. 5. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

— Zentralkrankenkasse der Maurer u. Grundstein zur Einigkeit, örtliche Verwaltung „Berlin L.“ Mitgliederversammlung am 20. September in Scheffers Salon, Inselstr. 10. 1. Vortrag des Herrn Voh über die Unfälle im letzten Jahre. 2. Wahl des Bevollmächtigten für Unfälle. 3. Verschiedene Kassenangelegenheiten.

— Freireligiöse Gemeinde. Rosenthalerstraße 38. Sonntag, den 18. d. M., Vorm. 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Böhl aus Magdeburg über „Der Werth des Lebens.“ Damen und Herren als Gäste willkommen.

— Fachverein der Buchbinder und verwandter Berufsgenossen (Verbandsverein). Sonnabend, den 17. September, Abends 8 1/2 Uhr, im Restaurant Reyer, Alte Jakobstraße 83. Geselliger Abend mit Damen. Gäste willkommen.

(Fortsetzung in der Beilage.)

Briefkasten.

Schieferdecker Weber. Sie verwahren sich in einem Schreiben an die Redaktion gegen den Vorwurf, daß Sie gegen die Centralkasse und den Fachverein eine ungerichtlich gerichtete Klage hätten. Sie hätten nur wahre Thatfachen vorgebracht und auch das Vertrauensvotum für die andere Seite sei kein einseitiges gewesen. Wir veröffentlichen diese Mittheilungen, um nicht ungerecht zu erscheinen, sehr gern. Nur glauben wir, daß Sie nicht so empfindlich sein sollten. Wir hatten aus dem uns zugegangenen Bericht seinerseits bereits die stärksten Stellen geirrt, da wir der Meinung sind, daß persönliche Streitigkeiten nicht an die große Glocke der Öffentlichkeit gehängt werden sollen, wenn sie sich im Kreise der Kollegen abmachen lassen. Die Arbeiter müssen soviel Standesgefühl haben, daß sie sich, wo es irgendwo geht, nach außenhin einig und solidarisch zeigen.

Cigarrenmacher. Wir müssen leider gestehen, daß wir das Buch nicht kennen. Ihren Brief haben wir mit viel Interesse gelesen, da es uns beweist, wie ernst Sie es mit Ihrer Lectüre und Ihrer Fortbildung nehmen.

Verschiedene Einsendungen mußten wegen Raummangels zurückbleiben.

Wo giebt es die beste Weisse in Berlin?

im Norden bei C. Nürnberg, Anklamerstrasse 49.
im Osten bei C. Böhl, Rüdersdorferstrasse 8.

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, den 17. September, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Gränstr. 28.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Sperling über: „Die Entstehungsbegriffe der epidemischen Volkskrankheiten.“ 2. Diskussion. 3. Vereinsangelegenheiten. 4. Fragelasten. Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Billets zu dem am 15. Oktober in Keller's Salon, Andreasstr. 21, stattfindenden Vereinsball sind in der Versammlung zu haben. Der Vorstand.

Allen Arbeitern

empfehle ich mein Weiß- und Bairisch-Bierlokal, sowie guten Frühstück-, Mittag- und Abendtisch. Auch steht den verehrten Gästen ein kleines Vereinszimmer zur Verfügung.

W. Prodöhl,
Skalikerstraße 18 im Keller.

Zum Wiederverkauf.

Neue Weltkalender sind stets vorrätzig bei
N. Kohlhardt,
Brandenburgstraße 56.

Alle Wissenschaftlichen Werke und Zeitschriften liefert frei ins Haus. Auch wird jede Buchbinder-Arbeit angefertigt bei
R. Kohlhardt,
56. Brandenburgstraße 56.

Allen Freunden und Bekannten empfehle mein Weiß- und Bairisch-Bierlokal.
(Vollst- und Triebst- vorhanden.)
G. Rib, Weihenburgerstr. 10.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von **Julius Apelt,** Sebastianstraße 27-28.

Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Am 1. Oktober 1887.

Am 1. Oktober 1887.

Geschäfts-Gröffnung!

Cigarren und Tabake.

44. Prinzenstraße 44.

Fritz Kunert.

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren

von **Franz Köppen,** Oranienstraße 170.

Reelle Waare. Solide Preise.

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren

von **J. Peters,** Skalikerstraße 45.

Reelle Waare. Solide Preise.

Fachverein der Stuckateure.

Mitglieder-Versammlung

am Montag, d. 19. September, in Niesl's Salon, Kommandantenstraße 71/72, Abends 8 Uhr.

Tagesordnung: 1. Innere Vereinsangelegenheiten. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Versammlung des Fachvereins der Rohrleger und Berufsgenossen.

am Dienstag, den 20. September, Abends 8 Uhr, Niesl's Salon, Kommandantenstr. 70/71.

Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Reyer. 2. Abrechnung des Vergnügungs-Komitees. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Der wichtigen Tagesordnung halber ist es Pflicht eines jeden Rohrlegers zu erscheinen.
Der Vorstand.

Versammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der Tischler.

(Heute) Sonnabend, den 17. September, Abends 8 1/2 Uhr, Michaelikirchstr. 39, (hinterer Saal). Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Bohn. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Wahl eines 2. Kassiers 4. Verschiedenes.
Der Vorstand.

Freunden und Genossen empfehle mich zur Ausführung von

Reparaturen

sowie zur Lieferung von

Uhren jeder Art.

E. Rüger, Uhrmacher.
Pücklerstraße 5, Hof II.

Verein der Sattler und Fachgenossen.

Sonnabend, den 17. September, Abends 8 1/2 Uhr, in Gratweil's Bierhallen, Beuthstr. 8, Mitglieder-Versammlung. Tagesordnung: 1. Vereinsangelegenheiten; 2. Gewerkschaftliches; 3. Verschiedenes.

Um zahlreichen Besuch ersucht
Der Vorstand.

Fachverein der Former und verw. Berufsgenossen.

Versammlung

am Montag, den 19. d. M., Abends 8 Uhr in Krügers Salon, Wasserthorstr. 68. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn G. Heimann über Heinrich Heine, Diskussion. 2. Der Arbeitsnachweis. 3. Wahl eines aus dem Vorstande geschiedenen Mitgliedes, Verschiedenes, Fragelasten. Um recht regen Besuch bittet
Der Vorstand.

[Nachdruck verboten.]

Ein Nachtstück.

Von Arthur Zapp.*)

Die erste Etage eines im Centrum der Stadt gelegenen vierstöckigen Hauses ist hell erleuchtet. Hier wohnt der Besitzer des Hauses, Herr Walden, welcher vor wenigen Tagen mit seiner ihm erst vor kurzem angetrauten Gattin von der Hochzeitsreise heimgekehrt ist. Das junge Ehepaar giebt die erste Gesellschaft in den prunkvoll eingerichteten Räumen seiner Wohnung. Man ist gerade bei der Tafel, man lacht und scherzt und trinkt sich gegenseitig Gesundheit zu aus den vollen, funkelnden Gläsern. Am vergnügtesten ist das junge Ehepaar. Bruno Walden ist ein Mann in der Mitte der Dreißiger, von schlanker, hoher Figur, mit einem interessanten Gesicht und gewandten, einnehmenden Manieren. Seine Gattin ist etwa fünf Jahre jünger als er, eine Blondine mit einem frischen, vollen Gesicht und lachenden, blauen Augen. Sie ist die Ausgelassenste in der Gesellschaft und lacht in einem fort. Sie lacht aus Prinzip, denn sie hat sich vorgenommen, in ihrer zweiten Ehe das an Heiterkeit und Lebensgenuss nachzuholen, was sie in ihrer ersten Ehe hat entbehren müssen. Sie war kaum zwanzig Jahre alt gewesen, als sie ein mehr als dreißig Jahre älterer Rentier, ein reich gewordener Destillateur von ihren Eltern gekauft hatte. Der Vater der Frau Walden war ein schlecht besoldeter Subaltern-Beamter, der mit seiner zahlreichen Familie in steter Noth und Entbehrung lebte. Kein Wunder, daß er mit beiden Händen zugriff, als der reiche Destillateur ihm einen jährlichen Zuschuß von dreihundert Thalern in Aussicht stellte, wenn er seine älteste Tochter bewegen würde, ihn zu heirathen. Der Er-Destillateur und Rentier war seit Jahren Wittwer; seine erste Frau war eine trodene, reizlose, keisende Kantippe gewesen, und als sie gestorben war, da hatte sich der Wittwer das Versprechen gegeben, daß seine zweite Frau, falls er noch einmal heirathen sollte, in allen Stücken das genaue Gegenstück der ersten sein müsse. Die frische, volle Blondine hatte es ihm angethan, vom ersten Augenblick an, da er sie zufällig auf der Straße gesehen hatte, und die schroffen Abweisungen, die er bei seinen Annäherungsversuchen erfuhr, hatten in ihm die Begierde, das frische Kind sein zu nennen, nur noch angefaßt. Er hatte schließlich in seiner praktischen, welterfahrenen Weise den kürzesten und wirksamsten Weg gewählt: er war einfach zu den Eltern des jungen Mädchens gegangen und hatte ihnen das oben erwähnte Anerbieten gemacht. Der Widerstand des jungen Mädchens, welches ihr Herz bereits einem hübschen, aber armen jungen Manne geschenkt hatte, war durch das unablässige Drängen der Eltern nach kurzer Frist gebrochen worden, und eines Tages folgte sie dem reichen Wittwer an den Traualtar und von da in sein eigenes, vier Stock hohes Haus. Das Leben an der Seite des um so viel älteren Mannes war der jungen Frau vom ersten Tage an eine Pein gewesen. In den ersten Jahren hatte er sie mit wüthender Eifersucht gequält, dann hatte er angefangen zu kränkeln. Sie hatte nicht von seiner Seite weichen dürfen und war oft wochenlang nicht aus dem Hause gekommen, dabei hatte er sie mit allerlei launenhaften Einfällen bis auf's Blut gepeinigt. Endlich, nach zehnjähriger Ehe war er gestorben, und wie von einer quälenden Last befreit, hatte sie aufgeathmet. Sie hatte ein zehnjähriges Martyrium durchgemacht, aber die Belohnung war nicht ausgeblieben: das ganze Vermögen des Verstorbenen war ihr und ihrem neun Jahre alten Töchterchen zugefallen. Jetzt wollte sie die Lust des Reichthums genießen, und ihr ganzes zukünftiges Leben sollte ein einziger Freudentag sein. Doch um diesen schönen Vorfall auch wirklich ausführen zu können, dazu benötigte sie eines Mannes, in dessen Begleitung und Schutz sie ihrem Hange nach Vergnügen fröhnen konnte. Ihr erster Amoroso hatte sich längst verheirathet und war von Berlin fortgezogen. Sie sah sich unter den unverheiratheten ihres Bekanntenkreises um, aber es war keiner unter ihnen, der ihr zugesagt hätte. Der einzige von den ihr bekannten Männern, der ihren Ansprüchen, welche sie an den zukünftigen Gefährten ihrer Tage stellte, in jeder Hinsicht entsprach, war der Klavierlehrer ihrer Tochter — aber der war leider seit Jahren verheirathet.

Dieser Klavierlehrer mit Namen Bruno Walden, entstammte einer gebildeten, aber armen Familie, deren Ernährer bei seinem Tode nichts hinterlassen hatte. Bruno hatte Musik studirt, aber die hochfliegenden Pläne, welche er gefaßt, waren allesamt zu Wasser geworden. Seine kleinen Compositionen — zu größeren hatte er keine Mühe finden können — hatten ebensowenig Erfolg gehabt wie seine Bewerbungen um Dirigentenstellungen bei größeren Kapellen. So sah er sich schließlich gezwungen, durch Ertheilung von Musikunterricht sein und der Seinigen Leben zu fristen. Er hatte sich mit einer seiner Schülerinnen verheirathet, einer jungen Dame aus einer vornehmen Familie, die ihm wider den Willen ihrer Eltern gefolgt war, weshalb sich diese von ihr losgesagt hatten. Die materiellen Sorgen, welche die jungen Eheleute bedrückten, hatten gar bald das Glück ihrer jungen Liebe unter-

graben. Wohl auf keinem andern Gebiete des Erwerbslebens ist die Concurrenz eine so scharfe wie auf dem des Musikunterrichts, und auch hier ist es der Wettbewerb beschäftigungsloser junger Damen, die es „Gott sei Dank nicht nöthig haben“, der die Preise bis zu den denkbar äußersten Grenzen herabgedrückt hat. Es kamen Tage der dringendsten Noth, Tage, an denen Bruno Walden nicht wußte, wo das Geld zu einer Mahlzeit hernehmen. Daß unter solchen Verhältnissen jede Lust am Leben, jede Freude und Herzlichkeit dahinsterven muß, ist wohl selbstverständlich. Es bemächtigte sich des jungen Musiklers eine verbitterte Stimmung, in welcher er sich, sein Weib und die ganze Welt anklagte. Wohl hatte er sie aus Neigung geheirathet, aber er hatte auch zugleich darauf gerechnet, daß die reichen Eltern seiner Frau ihm die Möglichkeit gewähren würden, sich ganz der Ausarbeitung seiner musikalischen Pläne und Entwürfe widmen und sich von der Geist und Nerven abtumpfenden Treitmühle des täglichen Unterrichtgebens an zumeist talentlose Schüler freimachen zu können. Welch ein qualvoller Zustand! Kopf und Herz voll köstlicher Ideen und Empfindungen wissen, die Kraft in sich fühlen, Großes zu schaffen und doch gefesselt zu sein durch den Kampf um's Dasein, der die besten Kräfte absorbiert! In solchen Stunden war Bruno Walden gegen seine schuldlose Gattin ungerecht und hart. Die Arme, sie litt vielleicht mehr als er und doch kam keine Klage über ihre Lippen, aber die täglich bleicher werdenden Wangen und die häufig gerötheten Augenlider zeugten von dem tiefen Kummer, der sie verzehrte.

Die Bekanntheit mit der lebenslustigen jungen Wittwe, deren köstliche Blide ihm nur zu deutlich verriethen, daß sie Wohlgefallen an ihm finde, hatte in dem mit seinem Geschick habenden Manne den Gedanken wachgerufen, wie sorglos sich sein Leben gestalten könnte, wäre er jetzt frei. In der weiteren Verfolgung dieses Gedankens kam er auf die Idee einer Trennung von seiner Frau. Auch sie und die Kinder — es waren zwei ihrer Ehe entproffen — würden durch die Trennung gewinnen. Ihre Eltern würden die reumüthig in's Vaterhaus zurückkehrende Tochter mit offenen Armen aufnehmen und Allen wäre geholfen. Seitdem verließ ihn dieser Gedanke nicht mehr und eines Tages setzte er die Idee, welche seit Monaten in seinem Hirn brannte und ihn unablässig verfolgte, in die That über. Er hinterließ einen Brief an seine Frau, in welchem er sie von seinem Entschlusse, sich in ihrem Interesse von ihr und den Kindern zu trennen, in Kenntniß setzte und ihr zugleich den Weg zeigte, wie am schnellsten und bequemsten eine gerichtliche Scheidung zu erlangen sei. Dieser herzlose Brief zerriß eine Saite in dem Herzen des unglücklichen, verrathenen Weibes, das diesen Mann, der sie so leicht aufgab, einst mit tiefer Leidenschaft geliebt hatte. Nie kam seit jenem Tag mehr ein Lachen auf ihre Lippen, aber ebensowenig verstand sich ihr stolzer Mund dazu, zu klagen. Bruno Walden hatte mit der Voraussetzung, daß seine Frau nach seiner Trennung von ihr nichts Eiligeres zu thun haben würde, als in das heimlich verlassene Vaterhaus hilfesuchend zurückzukehren, bewiesen, wie wenig er eigentlich ihren Charakter kannte. Sie war zu stolz, um einzustehen, daß der Mann, um dessen willen sie Eltern und Geschwister verlassen, ein Unwürdiger gewesen, daß sie von ihm schimpflich verrathen worden. Sie blieb nach wie vor ohne jede Verbindung mit dem Elternhause und lebte still für sich und ihre Kinder, ihre Geschicklichkeit im Anfertigen kunstvoller Stückerien, die sie sich einst zu ihrem Vergnügen angeeignet hatte, jetzt für den Erwerb benutzend. Kurze Zeit nach der gerichtlichen Scheidung, welche etwa ein halbes Jahr nach der Trennung erfolgt war, fand die Hochzeit Bruno Walden's mit der jungen, lebenslustigen Wittwe statt, und nun saßen die Neuvermählten, nach einer mehrwöchentlichen Reise in der Schweiz und Italien, im Schwarm lärmender Gäste und feierten die Rückkehr an den häuslichen Herd. Der junge Ehemann stieß eben lachenden Mundes mit einem seiner neuen Verwandten an, einem Cousin seiner Frau im fünften Grade, als das Stubenmädchen an seinen Stuhl trat und ihm etwas in's Ohr flüsterte. Die Vicewirthin sei draußen und verlange den Herrn in einer eiligen Sache zu sprechen. Er stand sofort auf und schritt mit der ganzen Wichtigkeit eines neuen Hausbesizers zur Thür hinaus. Die Vicewirthin, eine arme Wittwe, die die Hausreinigung besorgte und in seiner Abwesenheit die Interessen und Obliegenheiten des Wirthes vertrat, befand sich in einem Zustande großer Erregung. Im Hinterhause sei während der Reise der Herrschaft eine arme Frau mit zwei Kindern zugezogen, die auf demselben Flur mit ihr, der Vicewirthin, wohne. Die Frau müsse plötzlich schwer erkrankt sein, denn ein herzbrechendes Stöhnen dringe aus ihrem Zimmer. Da die Frau ganz hilflos sei und allein mit zwei kleinen Kindern, so sei es doch Nächstenpflicht, einmal nachzusehen. Der Hausherr pflichtete der menschenfreundlichen Frau durchaus bei und folgte ihr nach dem Hinterhause in die aus einem Zimmer nebst Küche bestehende Wohnung. Der Anblick, der sich Bruno Walden bei seinem Eintritt in das ärmliche Stübchen bot, in welchem sich nur das Nothdürftigste befand: ein Tisch, zwei Stühle, eine Kommode und zwei Betten, war ein ergreifender. Welch ein Kontrast zwischen dem Raum, den er soeben verlassen, und diesem, den er

nun betrat! Dort ein behaglicher, mit allem Comfort ausgestatteter Salon mit einer Schaar fröhlicher, an einer reich besetzten Tafel schwelgender Gäste — hier ein dürftiges, kahles Zimmer, auf dessen wackligem Tisch einige Brodrinden und ein halbes Täschchen dünnen Kaffee's: die Ueberreste einer kärglichen Abendmahlzeit, sich befanden. In dem größeren der beiden Betten ruhte ein junges Weib, dessen Antlitz die Spuren früherer Schönheit trug. Jetzt hatten Kummer und Noth den Schimmer der Jugend und der Anmuth daraus vertilgt. Bleich und eingefallen waren die Wangen, tief lagen die Augen in ihren Höhlen, und um den Mund zeigten sich entstellende Linien, welche herbe Enttäuschungen dahin gezeichnet hatten. Bleich waren die Wangen, nur ein kleiner dunkelrother Fleck brannte auf jeder derselben. Ihre Brust hob sich schwer, und von Zeit zu Zeit drang durch die halb geöffneten Lippen ein schmerzliches Stöhnen. Neben der Frau lag ein etwa zweijähriger Knabe; sein Schlaf war ruhig und fest, aber die Magerkeit und Blässe des Gesichtes zeugten davon, daß auch er bereits Noth und Entbehrungen kennen gelernt. Er hatte sich fest an die Mutter geschmiegt, die ihn mit einem Arme, wie um ihn zu schützen, umschlungen hatte, und obgleich diese Lage für die Kranke sehr beschwerlich sein mußte, so hatte sie es doch nicht über sich vermocht, den Arm zurückzuziehen, um nicht den Schlaf ihres Lieblings zu stören. O wunderbare Kraft der Mutterliebe! In dem kleinen, an der Wand stehenden Bett schlief ein dreijähriges Mädchen. Das hellblonde Haar fiel ihr bereits bis auf die Schultern herab und bildete einen lieblichen Rahmen zu dem zarten, blassen Gesicht, das demjenigen der Mutter sprechend ähnlich sah.

Hastig war Bruno Walden eingetreten, in der Mitte des Zimmers blieb er plötzlich, wie vom Blitz getroffen, stehen. Mit dem Ausdruck tiefsten Entsetzens starrten seine Augen nach dem kranken hilflosen Weibe. Die Röthe, welche noch eben, eine Folge der fröhlichen Erregung und des reichlichen Weingenußes, dem er sich in der Mitte seiner Gäste hingegeben, seine vollen Wangen bedeckt hatte, war einer erschreckenden Blässe gewichen. Alles Blut strömte ihm zum Herzen, das zum Zerspringen schlug. Er fuhr mit der Hand nach den Augen, als vertraue er seiner Sehkraft nicht. Eine Fluth von Gedanken wogte in seinem Hirn. Da lag sie, elend, verlassen, ein Bild des Jammers! Und während er im Kreise fröhlicher Gäste im Ueberflusse geschwelgt, rang sie, die er einst aus dem schirmenden Vaterhause hinweggelockt hatte, mit der bittersten Noth, mit Elend und Siechthum.

Jetzt stürzte er, von einem übermächtigen Impulse beherrscht, zu dem Bett hin und sank vor demselben in die wankenden Kniee.

„Melanie! Mein Weib, mein armes, armes Weib!“ Er schrie es mit so gellender Stimme, daß die Kranke erschreckt aufsprang. Sie öffnete die Augen und sah mit irren Blicken im Zimmer umher. Jetzt fielen ihre Blicke auf den Mann, welcher noch immer auf den Knien lag. Wie feurige Lohe stieg eine dunkle Röthe in ihren Wangen auf. Sie richtete sich mit jähem Rud empor und ihre Augen öffneten sich in unnatürlicher Weite.

„Hinweg!“ schrie sie, den abgemagerten weißen Arm gegen ihn ausstreckend, im Tone des bittersten Abscheus. „Hinweg, Du Vampyr, der Du mir das Blut aus dem Herzen gesogen. Hinweg, hinweg!“

Ein krampfhaftes Zittern durchlief ihre Glieder und ein ersticker Hustenanfall unterbrach ihre Worte. Der Mann zu ihren Füßen war durch diesen plötzlichen Jornesausbruch der Fiebernden wie betäubt. Bewegungslos verharrte er in seiner knieenden Lage. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er blickte auf. Der Arzt, den die Vicewirthin aus der Nachbarschaft herbeigeholt hatte, stand hinter ihm und flüsterte ihm hastig zu: „Hinweg! Sehen Sie denn nicht, daß Ihr Anblick die Kranke tödtet?“

Obgleich er das Verhältniß, in welchem die Beiden zu einander standen, nicht kannte, so hatte er doch mit klarem Blick die Situation begriffen.

Der Angeredete sprang jetzt schnell auf: noch einen Blick warf er auf seine Kinder und das Vatergefühl, das er so lange gewaltsam unterdrückt hatte, wallte heiß in ihm empor. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn er die kleinen Händchen nur einmal wieder in seinen Händen, die weiße, unschuldsvolle Stirn nur einmal mit seinen Lippen hätte berühren können! Aber der Arzt ließ ihm nicht die Zeit dazu, sondern schob ihn eilig zur Thür hinaus. Die Kranke war erschöpft in die Kissen zurückgesunken. Die Röthe der Erregung, welche noch soeben ihre Wangen bedeckt hatte, war verschwunden. Bleich wie der Tod lag sie da, mit geschlossenen Augen und schwer athmend. Der Arzt blickte sie einen Augenblick prüfend an, dann beugte er sich herab und legte sein Ohr an ihre Brust. Er schüttelte bedenklich den Kopf, als er sich wieder emporrichtete und nach dem Pulse griff. Plötzlich fing die Kranke an zu röcheln, der Athem rang sich mühsam und pfeifend aus der Brust. Der Arzt hatte schnell ein Blatt aus der Brieftasche gerissen und ein paar Worte darauf geworfen. Das Blatt reichte er der Vicewirthin und hieß sie, schnell nach der Apotheke laufen. Doch noch ehe die gutherzige Frau zurückkehrte, trat das ein, was der Arzt befürchtet hatte. Ein Blutstrom ergoß sich aus dem Munde

*) Aus des Verfassers: Vom Babel an der Spree. Sittenbilder aus dem Neuen Berlin. Leipzig, Wilhelm Friedberg.

der Kranken und mit dem rothen Lebenssaft die letzte Kraft der tödtlich Erschöpften dahin. Die Arznei, welche ihr der Arzt nach der Rückkehr der Vicewirthin reichte, hatte keine Wirkung mehr. Mit erlöschender Stimme bat die Sterbende, daß man ihr noch einmal die Kinder zeige, dann schloß sie müde die Augen, nachdem sie noch zuvor jedes der Kleinen mit einem liebe- und kummererfüllten Blicke gesegnet hatte.

Die Kinder, in dem gesunden, festen Schlaf der Jugend, hatten von all den Vorgängen nicht das Geringste wahrgenommen und sie waren sehr erstaunt, als sie am andern Morgen an Stelle ihrer Mama einen fremden Mann an ihrem Bette sahen, der sie herzte und küßte und seine lieben Kinder nannte. Gegen Mittag rollte eine Equipage vor das Haus, der ein alter Herr und eine alte Dame entstiegen, die sich beide nach dem Hinterhause begaben. An der Thürschwelle zu dem Zimmer der Verstorbenen standen sie eine Minute still, theils um Athem zu schöpfen, theils aus Ueberraschung über den sich ihnen bietenden Anblick. In diesem ärmlichen, jeder Behaglichkeit baren Stübchen hatte ihre Tochter gelebt? Es waren die Eltern der Gestorbenen, welche erst heute durch den letzten Brief ihrer Tochter, den die Vicewirthin in der Tischlade gefunden, Kenntniß von den Schicksalen der Unglücklichen erhalten hatten. Die alte Dame im Silberhaar stürzte nun nach der Lagerstätte der Todten und laut aufschluchzend warf sie sich über den Körper der Entseelten, während der alte Herr mit dem strengen Gesicht lautlos neben ihr stand. Endlich kam auch in die starren Züge des Greises Bewegung und eine schwere Thräne fiel aus seinem Auge herab auf die Wange. Dann beugte er sich nieder und küßte die bleiche Stirn der Todten, leise flüsternd: „Mein Kind! Mein armes, armes Kind!“

So vergingen etwa zehn Minuten, die dem Manne, der bei dem unerwarteten Eintritt der wohlbekannten alten Leute von dem Kinderbett hinweg an das Fenster getreten war, ebensoviele Stunden zu sein schienen. Jetzt wandten sich die beiden Alten von der Todten hinweg, um nach den Kindern zu sehen. Die alte Dame umfaßte die beiden Waisen und küßte sie liebevoll, während die Thränen unaufhaltsam ihren Augen entströmten. Der alte Herr begnügte sich, den beiden schon zu ihm aufblickenden Kindern die Wangen zu streicheln. Da bemerkte er plötzlich die lautlos am Fenster stehende Gestalt und sofort ging eine auffallende Veränderung in seinem Gesicht vor. Ein strenger, finsterner Ausdruck zeigte sich wieder in demselben und seine Augen blickten kalt und stofs.

„Mein Herr,“ sprach er in kurzem, harten Ton. „Meine Tochter hat mir in ihrem letzten Briefe die Sorge für die Erziehung ihrer beiden hinterlassenen Kinder aufgetragen. Ich werde den letzten Wunsch der Gestorbenen getreulich erfüllen und nach meinem Tode wird mein Sohn diese heilige Pflicht übernehmen. Sie haben sich freiwillig jedes Anrechts auf die Kinder begeben und werden wohl auch in Zukunft kaum das Verlangen haben, sich der Mithewaltung ihrer Erziehung zu unterziehen. Im Uebrigen hoffe ich, daß sich unsere Lebenswege nicht mehr kreuzen und daß Sie mir nicht Veranlassung geben werden, eventuell vor Gericht den Beweis Ihrer Unwürdigkeit zur Erziehung meiner Enkel antreten zu müssen.“

In dem Gesicht des Angeredeten bewegte sich keine Muskel, er blickte finstler zu Boden und wagte keine Gegenrede. Er wußte ja, daß der alte Herr, dem er einst ein bitteres Leid zugefügt, ihm nicht Unrecht that.

Die beiden alten Leute nahmen die Kinder an die Hand und verließen mit ihnen den traurigen Ort, ohne den Zurückbleibenden eines weiteren Wortes oder Blickes zu würdigen. Am Abend desselben Tages wurde auch der Leichnam der Verstorbenen abgeholt.

Die jung vermählte Frau Walden hatte entschieden Unglück mit ihren Männern. Sie hatte fest geglaubt, in ihrer zweiten Ehe für alle Leiden der ersten reich entschädigt zu werden, und nun erwies sich ihr zweiter Sattu bereits nach einer so kurzen Zeit des Zusammenlebens als ein düsterer einsiedlerischer Grillenfänger, der die Gesellschaft floh und dem nichts Vergnügen zu machen schien. Wohl hatte sie von der Vicewirthin Kunde von den erschütternden Vorgängen erhalten, aber sie meinte, das sei kein Grund, sein Leben lang „Trübsal zu blasen.“ Bruno Walden aber hat seit jener Nacht, da das Opfer seiner Herzlosigkeit den letzten Seufzer ausgehaucht, keine frohe Stunde mehr gehabt. Sein Gewissen war in jener Nacht gewaltig aufgerüttelt worden und es kam nie wieder ganz zum Schweigen. Am liebsten machte er einsame Spaziergänge und sehr oft suchte er einen der Spielplätze im Thiergarten auf, wo an schönen Tagen eine Schaar fröhlicher Kinder sich zu tummeln pflegte. Da stand der einsame Mann und verfolgte mit feuchten Augen die Bewegungen zweier reißenden, frischen und gesunden Kinder: eines Mädchens und eines Knaben, die unter der Aufsicht einer Nonne im Sande spielten. Die Kleinen ahnten nicht, welchen Antheil der fremde Mann, den sie zuweilen mit scheuem Blick streiften, an ihnen nahm.

Entwicklung der Geschichtsauffassung von der Reformation bis zur französischen Revolution.

y. Nachdem im 15. und 16. Jahrhundert die materiellen und geographischen Grenzen der mittelalterlichen Menschheit von der erstarkenden Bourgeoisie gesprengt worden waren, begann die geistige Revolution mit Riesenschritten vorwärts zu eilen. Der menschliche Geist, welcher für seine Entwicklung Nahrung aus den neuen Produktions-

verhältnissen gezogen hatte, wirkte wiederum auf die materielle Welt zurück.

Zuvörderst wandte sich das vom Banne des Mittelalters erlöste Denken der einer überwundenen gesellschaftlichen Stufe entsprechenden Religion zu. Der Katholizismus des Mittelalters war nicht nur ein religiöses, er war vorzüglich ein sozial-politisches Gebäude. Die Einrichtung der Klöster, und die von ihnen ausgehende genossenschaftliche und im Großen betriebene Landbebauung, die von der Kirche organisierte Armenpflege, die mit religiösem Glitterwerk behangenen und von der Kirche eingerichteten Volksfeste, die Beherrschung des Familienlebens durch die Beichte bezogen klar und deutlich den sozialen Charakter des mittelalterlichen Katholizismus.

Da die neuen Produktionsverhältnisse die Tendenz hatten, den Individualismus zu stärken auf Kosten der genossenschaftlichen Institutionen des Mittelalters, an Stelle der planmäßig betriebenen Produktion die freie Konkurrenz und die Anarchie zu setzen, so mußte es zu einem Zusammenstoß der beiden um ihre Existenz ringenden Weltentkommen, der von der Kirche organisierten, beschränkten und bereits überlebten mit der im Werden begriffenen und immermehr erstarkenden.

Da aber der Kapitalismus jener gewaltigen Theilung der Menschheit in zwei Klassen, eine alle Güter produzierende aber mit des Lebens Nothdurft ringende und eine genießende, den größten Theil der Produkte der Unterdrückten sich aneignende Klasse, nicht entbehren konnte, so mußte er die Kirche als solche bestehen lassen. Die Wirksamkeit derselben, den Hunger und die Arbeit der Einen nicht minder als den Ueberfluß und Müßiggang der Andern als ewige, unabänderliche und weise Einrichtungen Gottes hinzustellen, mußte von der kapitalistischen Produktion ebenso in Anspruch genommen werden, wie sie vom Feudalismus benutzt wurde. Die Kirche mußte aber ihrer sozialen Macht, welche den mittelalterlichen Geist in höchster Vollendung in sich repräsentirte, entkleidet werden. Die Religion mußte, wie Marx sagt, verbürgerlicht werden. Und das ist der profane Zweck des Protestantismus gewesen. Daher der Kampf desselben gegen die Klöster, gegen die künstlerische Ausstattung der Kirchen und Dome, gegen die Beichte und andere soziale Institutionen des Katholizismus.

Nachdem das Bürgerthum diese starke Säule des Feudalismus entweder zerstört, wie in England, Deutschland und der französischen Schweiz, oder als machtloses Ornament sich einverleibt hatte, schritt die Revolution vorwärts von der Religion zur Wissenschaft.

England hatte mit richtigem Instinkt die veränderten sozialen Verhältnisse auszunutzen begonnen und in kurzer Zeit das katholische Spanien, die Zentralstätte der religiösen und politischen Reaktion, aus seiner bevorzugten Stelle verdrängt. Dadurch daß es mit Energie von dem mittelalterlichen Scholastizismus sich abgewandt und auf die Erforschung der Natur und der in ihr waltenden Kräfte mit Begeisterung sich geworfen hatte, entwickelte es sich in geistiger und materieller Hinsicht zu dem ersten Lande der damals civilisirten Welt. Von England ging auch die Reformation der Wissenschaft aus.

War man im Mittelalter gewöhnt, in jedem Ding eine höhere Bestimmung zu sehen, so trat man jetzt in Folge eingehenderer Beobachtungen des Naturlebens allen Erscheinungen mit nüchternen Augen entgegen. Bacon von Verulam war es, welcher zuerst eine neue Betrachtungsweise der Dinge in die Wissenschaft einführte. Mit ihm begann jene Epoche der Wissenschaften, in welcher man alle Dinge nach ihrer äußeren Erscheinung, ihren inneren Eigenschaften, ihrem anatomischen und physiologischen Bau betrachtete. Es war die Zeit, in welcher man vor Allem Material für den Aufbau einer neuen Natur- und Geschichtsauffassung sammelte. Jene Speculationen über den Zusammenhang der Dinge, über ihren Grund und Zweck wurden in Acht und Bann gethan.

Einen so großen Fortschritt diese Epoche gegenüber der Verhimmelung der natürlichsten Menschenverhältnisse bedeutete, eine ebenso große Einseitigkeit wurde durch eine solche Betrachtungsweise der Dinge erzeugt. Die frühere Anschauung von dem Starren, Festen, Unwandelbaren aller Erscheinungen in der Natur und Geschichte blieb nach wie vor bestehen, nur die Ursachen der Erscheinungen wurden von den eingebildeten Höhen des Himmels in die Dinge selbst verlegt. Dadurch wurde der Idealismus des Mittelalters zwar erschüttert, aber nicht beseitigt. Sprach man im Mittelalter von ewigen, übernatürlichen Einrichtungen, so sah man jetzt in den Erscheinungen zwar das Natürliche, aber verließ ihnen nicht minder als früher ewigen Bestand, nach Vergangenheit und Zukunft. Die Ewigkeit aller Naturerscheinungen und der gesellschaftlichen Grundlagen konnte nur erklärt werden aus einer vorangesehten Bestimmung und einer unantastbaren Zweckmäßigkeit. Von einem nothwendigen Zusammenhang aller Erscheinungen im Natur- und Menschenleben war noch keine Rede. Im Gegentheil! Der Zusammenhang der Dinge wurde auseinandergerissen, jedes einzelne für sich betrachtet — der geniale Sinn der Griechen für den Werdeprozeß der Dinge war ganz erloschen. Die Entwicklung der menschlichen Geschichte war in den Köpfen jener Zeit nur eine Aufeinanderfolge von Kriegen, Geburts- und Todestagen der Fürsten und Staatsmänner, der chronique scandaleuse der einzelnen Höfe. Damals schrieb ein italienischer Staatsmann, Machiavelli, sein Werk: Das Buch vom Fürsten. Die Anschauung, daß die Fürsten ganz nach ihrem Belieben und ihren Fähigkeiten Geschichte machen können, feiert in diesem Werke seine glänzendste Verteidigung. Es waren die Kinderjahre der Bourgeoisie!

Je mehr die Aera des Kapitalismus sich entwickelte, um so mehr wurden die Menschen auf die Erkenntniß der Natur hingewiesen. Das bedeutungsvollste Resultat dieser wissenschaftlichen Betrachtungen ist die Einsicht in den Zusammenhang aller Naturerscheinungen. Kepler und Newton fanden die Gesetze, durch welche die Umdrehungen der Planeten um die Sonne bedingt werden, Descartes stellte den Satz auf, daß die Summen der Bewegungen und Bewegungursachen im Weltall stets dieselbe bleibe, Hooke erklärte das Licht als eine Wellenbewegung der kleinsten Aethertheilchen. Der Gedanke, alle Naturerscheinungen als von einander abhängige, durch Naturgesetze bedingte und insofern nothwendige zu betrachten, brach sich immer mehr Bahn.

Konsequente Denker trugen diesen Gedanken zugleich in das Wesen des einzelnen Menschen hinein, und Spinoza, einer der größten Philosophen aller Völker und Zeiten, war der erste, welcher mit Entschiedenheit und wissenschaftlicher Begründung die Lehre aufstellte, daß alle Handlungen des Menschen nothwendige, aus dem Bau seines Körpers und aus seiner geistigen und sozialen Umgebung nach ganz bestimmten Gesetzen erfolgende seien. Nur die Unkenntniß dieser Gesetze verleite zu dem Glauben an die Willensfreiheit des Menschen. Dieser Jahrtausende lang den Menschen erfüllende Glaube war hiermit wissenschaftlich beseitigt und die Möglichkeit gegeben, den Menschen in die Natur als reines Naturwesen einzureihen. Hatte der Mensch des Mittelalters sich außerhalb der Natur gestellt und für sich besondere Gesetze und die Freiheit seines Willens im Gegensatz zum Instinkt aller übrigen Wesen in Anspruch genommen, so wurde von Spinoza der erste Schritt gethan, den Menschen von diesem Bahn zu befreien und ihn als das hinzustellen, was er wirklich ist, als ein Produkt, hervorgegangen aus dem Schooß der Alles beherrschenden Natur, unterworfen den Gesetzen, von welchen der zur Erde fallende Stein nicht minder beherrscht wird, als das Gehirn des Menschen, welchem die bewundernswürdigen Kunstwerke entstammen.

Diese philosophisch-naturwissenschaftliche Lehre wurde von Spinoza nur hinsichtlich des einzelnen Menschen, aber noch nicht in Bezug auf ganze Völker und die ganze Geschichte ausgesprochen. Eine so erweiterte Anschauung war bei den immerhin noch unentwickelten Produktionsverhältnissen der kapitalistischen Epoche unmöglich zu gewinnen. Erst in einer Epoche, in welcher die Massen den Raum hinter den Koulissen, wo sie bis dahin, selbst der Wissenschaft unsichtbar, die Geschichte gemacht haben, zu verlassen und in Folge der gewaltigen Entwicklung der Industrie auf die Bühne des Volkstheaters zu treten gezwungen sind, konnte in den Köpfen der Forscher der Gedanke erwachen, das Gesetz der Nothwendigkeit auch auf die Entwicklung der Geschichte anzuwenden. Die Lehre des Spinoza war nur die Grundlage für den Aufbau jenes gewaltigen wissenschaftlichen Gebäudes, welches im neunzehnten Jahrhundert von den geistigen Vertretern des Proletariats aufgeführt wurde. Und insofern ist Spinoza der Vorgänger von Marx.

Die Forscher der folgenden Zeiten erweitern und entwickeln diese für eine neue Weltanschauung epochemachende Lehre des von seinen jüdischen Stammesgenossen verstoßenen einsamen Denkers. Die Ursache des menschlichen Denkens wurde besonders von englischen Philosophen in den Kreis wissenschaftlicher Studien gezogen. Die Ansicht, daß die allgemeinen Ideen dem Menschen angeboren seien, eine Lehre, welche vom frühesten Alterthum bis in das 17. Jahrhundert von der Wissenschaft anerkannt war, wurde in die Kumpfkammer der Geschichte geworfen und an die Stelle dieser „Wahrheit“ der Satz aufgestellt: es giebt keine Ideen, die nicht durch das Thor der Erfahrung in das Denkvormögen eingezogen wären. Damit war eine feste Grundlage für eine materialistische Erklärung der geheimnißvollsten Funktionen des menschlichen Körpers, des Denkens gewonnen.

Aber auch diese Erweiterung der Philosophie Spinozas nach der Richtung der menschlichen Vernunft hin hatte nur den einzelnen Menschen, aber nicht ganze Völker und Zeiten zum Gegenstand. Hiermit schlug jedoch die idealistische Auffassung vom Wesen der Natur und des Menschen in eine materialistische um. Aber dieser Materialismus, welcher die Dinge zwar aus sich selbst, aber nur in ihrem todtten Sein und nicht in ihrer lebendigen Entwicklung erklärte, mußte naturgemäß ein sehr beschränkter, in mancher Hinsicht noch schief und unreifer sein. Die Begriffe des Ewigen, Starren, Unabänderlichen wurden von den Vertretern jener materialistischen Auffassung sogar auf die Spitze getrieben. Dieser Materialismus beschäftigte sich mit sogenannten Grundwahrheiten, welche über Zeit und Raum emporfliegen, während er in Wirklichkeit nur getragen war von Ideen, welche von dem sozialen Grundgebäude emporgestiegen waren in das Gehirn der Menschen und als Gedanken einer räumlich und zeitlich begrenzten Epoche nur von beschränkter, bedingungsweiser Wichtigkeit waren. Sprach der Katholizismus von Tugend, Ehre, Lebenswandel nach göttlichen Gesetzen, so verwandelten diese Materialisten die göttlichen Gesetze in ewige, dem denkenden Menschen innewohnende, der absoluten Vernunft entsprechende. Diese „absolute“ Vernunft war aber nichts weiter als die Vernunft des Bourgeoismenschen des vorigen Jahrhunderts.

Aber gleichwohl lag hierin ein bedeutungsvoller Fortschritt gegenüber der Verhimmelung des Menschenthums im Mittelalter. Die Bedeutung dieses Materialismus ist weniger auf dem Gebiete der Theorie als auf dem der Praxis zu suchen. Er war eine heilsame Reaktion gegen das Menschenfeindliche der Religionen, gegen die Ver-

tröstung der Armuth auf ein besseres Jenseits. Es war der erste Ruf seit zweitausend Jahren, welcher die Menschen aufforderte, ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten ausschließlich auf die Gestaltung des Irdischen zu lenken und in der profanen Beschäftigung des Menschen seinen ausschließlichen Lebenszweck zu erblicken.

Der Mensch, welcher durch die soziale und religiöse Gestaltung der mittelalterlichen Gesellschaft in dem freien Gebrauch seiner Geistes- und Körperkräfte nach allen Seiten hin gehindert und beschränkt war, rang nach Raum für die Verthätigung seines freien Individualismus, suchte seine Existenzberechtigung nicht aus dem historischen Werdepfeil zu entnehmen, sondern er versenkte sich in sich selbst und hörte in dem Ruf des Jahrhunderts den Schrei der ewigen Menschheit. An Stelle des historisch-religiösen Rechtes der früheren Zeit setzte dieser Materialismus das Naturrecht, welches er für den Ausfluß der aus jahrtausendlangen Schlaf erwachten ewigen Vernunft ansah.

Für eine wissenschaftliche Geschichtsauffassung mußte dieser Materialismus ganz unfruchtbar sein, denn er betrachtete das Völker- und Menschenleben in dem Bilde eines Kreises, anstatt einer unendlich fortschreitenden Linie. Er beurtheilte die ganze frühere Geschichte vom Standpunkt seiner vermeintlich souveränen Menschenwürde und seiner „absoluten“ Vernunft. So mußte er in der Geschichte, in welcher Sklaverei, Leibeigenschaft, Unterdrückung und Betrug wesentliche Faktoren sind, nur eine Reihenfolge von Mäbereien und Willkürlichkeiten sehen. Gegenüber der „Unvernunft“ der ganzen früheren Geschichte handelte es sich für ihn, ein Reich zu gründen, in welchem die absolute menschliche Sittlichkeit ihren Herrscherthum ausschlagen. Der Blick jener Denker, welche, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in die französische Revolution hinein, das geistige Leben der zivilisierten Völker beherrschten, war in Folge des eifrigen Versenkens in das Sein der Dinge getrübt für den Gedanken einer Entwicklung. Die Weltgeschichte und die Menschheit den „ewigen“ aber leider in Vergessenheit gerathenen Moral- und Vernunftbegriffen zu nähern, betrachten diese Denker als eine herrliche Lebensaufgabe. Männer wie Voltaire, Rousseau, Tiberot, Condorcet u. s. w., rufen die Forderungen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit geistreichen, leidenschaftsüberflutheten fühligen Worten in die dumpfe, von der Tyrannei des Absolutismus und dem Verwesungsduft des verfallenden Feudalismus erfüllte Atmosphäre hinein. Es war die Zeit, in welcher die ihrer Macht sich bewußte, aber vom Feudalismus in ihrer vollen Entfaltung gehinderte Bourgeoisie revolutionär fühlte und dachte.

Als sie wirklich das morsche Staatsgebäude der corumpirten französischen Feudalherren über den Haufen geworfen, da begann sie mit dem Aufbau des von der Philosophie verkündeten Vernunftstaates. Da kamen nun die handgreiflichen, historisch gewordenen sozialen Institutionen des Kapitalismus in einen verhängnisvollen Konflikt mit den aus dem Grunde der „ewigen“ Vernunft emporwachsenden Revolutionssphrasen: *liberté, égalité, fraternité*. In den Reden des salbungsvollen Hohenpriesters Nobespierre, des wild-genialen Danton, des schwärmerischen St. Juste wird das Thema von der Nothwendigkeit der Tugend und Gleichheit aller Bürger unendlich ausgehampelt. Auf der einen Seite sah man in den Grundzügen der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse ewige, unabänderliche Einrichtungen, auf der anderen Seite sollte die Forderung der „ewigen“ Vernunft nach Gleichheit alles dessen, was Menschenantheit trägt, verwickelt werden.

Was war das Wesen dieser Gleichheitsforderungen, welche mit einer bewundernswürdigen Energie und mit einer noch bewundernswerteren Aufopferungsfähigkeit von den Männern des Schreckens unerbitlich gestellt wurden?

Diese Gleichheitsideen sind nur als eine Vergeistigung der grob sinnlichen Bedingungen für kapitalistische Produktion zu verstehen. Diese ist nur möglich durch Verwirklichung der Gleichheit aller Waarenbesitzer unter einander. Im Kapitalismus verschwindet die Persönlichkeit des Waarenbesizers in der Unpersönlichkeit der Waare und des Geldes. Einer durch die Maschinerie produzierten Waare und dem allgemeinen Tauschwerth, dem Gelde, steht es nicht auf der Stirn geschrieben, wer sie produziert und bebesen hat. Die Waaren treten einander gegenüber nicht als Arbeiten dieser oder jener Persönlichkeit, sondern als Produkte, in denen allgemein menschliche Arbeit „ge-ronnen“ ist. (Marx).

Die kapitalistische Produktion erfordert aber auch neben der Gleichheit der Waarenbesitzer eine anscheinende Gleichheit der Arbeiter mit ihnen. Der Kapitalist kann nur eine freie Arbeitskraft gebrauchen, welche den beschränkenden Fesseln der mittelalterlichen Zünfte entsprungen und durch das Gesetz der Freizügigkeit den wandelnden lokalen Bedürfnissen sich anzuschmiegen im Stande ist. Diese aus den sozialen Verhältnissen herausgewachsene Forderung mußte zuvörderst auf die Beseitigung der sichtbarsten Ungleichheit und des handgreiflichsten Klebens an der Scholle — auf die Aufhebung der Leibeigenschaft hin arbeiten. Diese wurde in allen kapitalistischen Staaten am Ende des vorigen und am Anfange unseres Jahrhunderts beseitigt. Sogar das selbstherrliche Auf-land mußte sich den aus den mächtigen Produktionsverhältnissen resultierenden Forderungen fügen und in den sechziger Jahren die leibeigenen Bauern in freie, ihre Arbeitskräfte dem Belieben des Kapitals an diesem oder jenem Orte unterordnende Arbeiter verwandeln.

In dem instintiven Revolutionsruf der aufständigen Bauern zur Zeit der Reformation kann man bereits die materiellen Quellen erkennen, aus denen der Gedanke, die

Leibeigenschaft zu mildern, in die Köpfe der Unterdrückten emporgestiegen ist. Diese Bewegung ist gescheitert, nicht wie Lassalle meint, an dem reaktionären Grundgedanken, der sie besetzte, sondern daran, daß die materiellen Bedingungen für eine Emanzipation des Bauernstandes, die Entwicklung der Keinen Produktivkräfte zu gewaltigen Maschinen noch nicht gediehen waren.

Jener Revolutionsruf nach Gleichheit fand ferner seine Verwirklichung in der Abschaffung der Steuerfreiheit des Adels, des besonderen Rechtsbuches für denselben, in der Beseitigung der letzten Reste einer auf der Grundlage bereits überwundener materieller Herrschaft aufgebauten politischen Bevorzugung der feudalen Herren. Alle weitergehenden Gleichheitsforderungen, wie sie von den Helden der Revolution als der „ewigen“ Vernunft des Menschen entsprechend gestellt wurden, mußten an der Kraft der damaligen Produktionsverhältnisse zerschellen.

Der Staat, der nun von der Bourgeoisie auf den Trümmern des Feudalismus erbaut wurde, kümmerte sich nicht um die ideale, von der Wirklichkeit abhebbende Geschichtsauffassung jener schwärmerischen Revolutionsgeister, welche mit unerreichter Hingebung für ihre Ideen das Opfer ihres eigenen Lebens brachten. Die rücksichtslose, aber logische Wirklichkeit hatte wiederum den Sieg davongetragen über die humanen, aber unlogischen Lehren der Moralisten.

Nun stand das Reich des Kapitalismus da, gestützt auf das Schwert und das Geld, von Kraft und Hoffnung strotzend. Wir werden sehen, wie die herrschende Bourgeoisie nicht nur materiell ihren Todengräber produziert, sondern auch auf dem Gebiete der Natur- und Geschichtswissenschaft unbewußt das Material herbeitrug, welches nothwendig war für eine Umwandlung der Geschichtsauffassung im Sinne eines erweiterten Materialismus und für eine dadurch erst ermöglichte wissenschaftliche Grundlage des Sozialismus.

Kunst und Literatur.

Das Residenz-Theater feierte am Sonnabend, den 10. September unter der neuen Direction „Lautenburg“ mit der ersten Aufführung von *Gräfin Sarah*, Schauspiel in fünf Akten von George Ohnet, seine Wiedereröffnung. Der Verfasser hat das Stück nach seinem Roman gleichen Namens selbst dramatisirt und damit nicht mehr erreicht, als was jeder Romanschriftsteller bis jetzt erreichte, der in dem Wahne lebte, man könne durch das Zusammenfügen von einigen ephemerischen Szenen ein dramatisches Meisterwerk liefern. Wenn man sämtliche neueren französischen Dramen mit wenigen Ausnahmen, zu denen in erster Linie zwei oder drei von Augier und Sardou zu rechnen sind, auf ihren inneren Gehalt prüft, so kommt man zu dem Schluss, daß bei sieben Achten von ihnen in den Situationen und in der Charakteristik der Figuren das Schablonenhafte vorherrscht. *Gräfin Sarah* ist im Grunde nur „Georgette“, *Georgette* ist „Odette“, *Odette* ist „Fernande“ und diese und viele Andere vermögen ihre direkte Abstammung von der „Cameliendame“ nicht zu leugnen. Das Typische der *Marguerite Gautier* findet sich bei Allen. Zola hat seiner Zeit mit Recht behauptet, daß die meisten französischen Dramatiker viel weniger aus dem Leben schöpfen als daß sie ihr Menschenstudium aus Büchern und den bereits vorhandenen Bühnenstücken bereichern. Die tief-einschneidenden sozialen Probleme werden mit einer Gleichgültigkeit behandelt, als handele es sich um den bitteren Aufguss auf eine süße Lortie. Selbst in den nervenerregendsten Sittenschauspielen vermögen die Herren Verfasser und darüber nicht zu täuschen, daß sie in erster Linie für das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums Sorge tragen wollen. Selbst ihre soviel gepriesene Logik ist oft weiter nichts als eine Scheinlogik, die sich hinter einem geschickten Aufbau und einer vortrefflichen Dialogführung verbirgt. „Georgette“ hat dafür den besten Beweis gegeben, und *Gräfin Sarah* giebt ihn ebenfalls. Man vergleiche zum Beispiel einmal Hebbel's „Maria und Magdalena“ mit irgend einer der französischen dramatisirten Verführungsgeschichten, um den Unterschied zwischen einem wahrhaft groß angelegten und mit äußerster Consequenz durchgeführten Familien-drama und einem aus willkürlicher Laune geschaffenen, literarisch völlig werthlosen Nachwerk der französischen Salondichter kennen zu lernen. — Aus allen diesen angeführten Gründen verlohnt es sich nicht der Mühe auf das eben so innerlich unwahre als verlogene *Küßlitz Ohnet's* näher einzugehen. Herr Direktor Lautenburg hatte das Stück mit einer wahrhaft raffinierten Pracht ausgestattet. Von den Darstellenden ist besonders zu erwähnen Fel. Marie Cronau, die in der Titelrolle viel Temperament entfaltet und in einigen Szenen wirklich groß zu nennen war, Herr Franz Lewele, der, abgesehen von einigen zu voreiligen Handbewegungen, einen Bonvivant mit seiner Komik wiedergab und Herrn Panja, der in der Charge eines alten knurrigen Obersten eine Meisterleistung bot. Herr Keiser wirkte vornehm in Spiel und Erscheinung, Fräulein Lipser machte aber eher den Eindruck einer Kammerjose als den einer jungen aristokratischen Dame. Mit dem Zusammenspiel legte die Regie viel Ehre ein.

Das *Wallner-Theater* hat am Mittwoch bereits an Stelle des französischen Schwantes, mit dem es sich neu renovirt dem Publikum vor wenigen Tagen präsentirt hatte, eine Soloposse ange- selt, die den vielversprechenden Titel *Im neuen Berlin* führt, und die viel Beifall fand, soweit es sich um die zahlreichen Kallauer urältesten und neuesten Darstellungs handelte. Im Grunde genommen ist diese neueste Posse weiter nichts als ein loses Zusammengefüge von Szenen und Bildern aus älteren Possen. „Arych-Burich“ zum Beispiel hat fast herhalten müssen. Ganz neu war das dritte Bild beim „Sterneder.“ Eine vortrefflichere Aklame für das Muster-etablisement in Weiskense kann man sich nicht denken. Herr Sterneder war anwesend, wurde aber nicht „gerufen.“ Gespielt wurde vortrefflich. Herr Guthery hatte einen Korsetsfabrikanten aus Frankfurt a. M. vorzustellen, der nach fünfzehn Jahren seine Vaterstadt Berlin wieder aufsucht und als „wilder Chemann“ auf gefährliche Entdeckungstreifen ausgeht. Seine Komik war geradezu eine unverwundliche zu nennen. Er machte die gefährlichsten „Sprünge“ mit einer Leichtigkeit, daß er wahre Lachsalven hervorrief und Karl Helmerding, der nicht weit von uns im ersten Rang saß, Thränen der Rührung entlockte. Fräulein Vaders vermochte dem Zuschauer die glänzendsten Tugde der Ernestine Wegener vor das Auge zu zaubern, und Fräulein Streitmann entzückte durch ihren gelangenen Vortrag. Zu erwähnen wäre noch Herr Worlisch, Herr Alexander und Frau Schmidt. Der Realismus der Ausstattung ging so weit, daß im ersten Bilde „Vor dem Portal des Central-hotels“ Droschken vorfahren, ein Theil der Friedrichstraße mit seinem weltstädtischen Leben sich zeigte, und schließlich eine solenne Keilerei zwischen einem Schornsteinfeger und einem Straßenjungen stattfand. Mehr kann man nicht verlangen. Der einmal herzlich lachen will, der sucht jetzt das „Wallner-Theater“ auf.

sk. **Mors imperator.** (Der Herrscher Tod.) Koch immer kann man sich in den lebenswichtigen und unterrichteten Kreisen, die den konservativ-ästhetischen Serullismus als Sport betreiben, durchaus nicht darüber beruhigen, daß eine Künstlerin, D. Schmidt von Preuschen, „die Taktlosigkeit“ hatte, die Idee von der Macht des Todes künstlerisch, nicht etwa dabei revolutionär zu gestalten, daß sie die Kühnheit besaß, ihr Kunstprodukt zuerst in der kaiserlichen Hauptstadt Berlin und dann neuerdings in Königsberg, der Krönungsstadt, auszustellen. Unerhört, ganz unerhört! Ist der Kunstgedanke dieser Dame originell? Keineswegs! — Und dennoch, wieviel Staub hat seine Verkörperung durch das merkwürdig gemordene, aber harmlose Gemälde der genannten Künstlerin aufgewirbelt. Aber hier handelt es sich nicht um die Vollgewalt des Todes über den gewöhnlichen Todtentanz-Bübel, um eine im letzten Ringen verendende Tigerlade oder ähnliche profane Gegenstände. Nein, hier tritt der Tod als Herrscher der Herrscher in die königliche oder kaiserliche ein. Hinter ihm hängen drohende Wolken, von fahlen Lichtern durchsetzt, am Himmel. Neben scheinen dem entschlichen Gebieter das Geleite zu geben. In einsamer, furchtbarer Pracht hebt sich der Großimperator von den verdufteten Volkenschichten ab, der goldene Reif umschließt den nackten Schädel, Purpur, von Goldbrokat durchschossen, und Hermelin verhallen in unabsehlicher Frenie das Knochengestirnt der Brust und Beine. Der rechte Fuß lastet auf der Weltkugel, sie ist „zum Schemel seiner Füße“ geworden. Die irdische Rechte hält ein mächtiges, blankes Schwert gefenkt. Die Linke ergreift mit gewaltigem Griffen den goldschimmernden, luxuriösen Thron; derselbe scheint in allen Zügen zu bebren, das weiche, sonst so gefichert ruhende Polster, auf dem der Gesalbte des Herrn thronet, fällt nieder, das Szepter fällt, die prachtvoll funkelnende Krone stürzt jäh herunter, im nächsten Augenblick muß alle diese Herrlichkeit elendiglich zusammenbrechen und aller Ruhm und alle blühende Lust erlischt und wird begraben mit Vorberreisen und Rosen unter Schutt und Trümmern. Da ist kein allerhöchstes Nachtgebot, da sind weder Ritter noch Knappen, noch zeigt sich irgend ein Widerstand, das tödtliche Verhängniß aufzuhalten. Hier herrscht der Tod und die Dede: Mors imperator! Wenn man erwägt, daß die technische Ausführung des Gemäldes im allgemeinen eine treffliche ist, daß die Farbgebung harmonisch kräftig und wirkungsvoll ausklingt, daß die Zeichnung bis in das Kleinste, bis in die Arabesken des Gemäuers sicher geführt ist, die Konturen durchweg plastisch herausgearbeitet erscheinen, daß perspektivische Bedenken keiner Art vorliegen, wenn man schließlich erwägt, daß es sich hier inhaltlich nicht um einen „Schiefen“, sondern einen vollberechtigten künstlerischen Gedanken handelt, — dann muß man allerdings zu dem Schluss gelangen, daß das Urtheil der Kunst-Jury, welches mit Mors imperator eine hervorragende Kunstleistung aus Gründen, die mit der Kunst in keinem Zusammenhange stehen, von der allgemeinen Ausstellung ausschloß, so „schief“ und befriendlich als nur irgend möglich dasieht, daß wir in einer Zeitepoche leben, in der das verunkunte Byzantinerthum in seiner ganzen Hohlheit und Fäulniß von den Todten aufzusehen genenkt. — Unausgesprochen darf nicht bleiben, daß der Totaleindruck des Gemäldes, eines „Stillebens“ im großen Stile, nicht ein überwältigender oder auch nur ein stark nachhaltiger wäre. Nein, durch das Ganze weht ein kühler Hauch, und eine dicke Atmosphäre der Nüchternheit, die all diese Verblühtheit umfängt, macht sich jedem Unbefangenen fühlbar. Darüber helfen natürlich weder die da und dort an das Schablonenhafte streifende Behandlung, noch eine gewisse theatrale Draperie fort. Weniger Stoff und mehr Geist! Man nimmt die Empfindung nach der Betrachtung des Gemäldes mit sich fort, daß hier nicht eine „schiefe“ wohl aber eine höchst einseitige Idee verkörpert wurde. Nicht der Tod ist der Welt höchster Herrscher, sondern das Leben, welches auch aus dem Tode energisch frische Triebe, neue Kraft und eine Fülle von Neugesaltungen hervorbringt.

Die Haltung eines Schriftstellers. Das neueste, vielbesprochene Ereigniß in der Berliner Schriftstellermelt ist die Thatfache, daß Herr Dr. Paul Lindau, weiland Herausgeber der „Gegenwart“, augenblicklich Herausgeber von „Nord und Süd“, bekant als Romancier, Novellist, Dramatiker und Korrespondent der „Königlichen Zeitung“, noch bekantler als Bruder des Legationsraths Rudolf Lindau und durch seine „Beziehungen“ zur Familie des Fürsten Bismarck, ständiger Theaterreferent des — „Berliner Tagesblattes“ geworden ist. Mit selbstdruckter Schrift war es vor 14 Tagen an der Spitze des „Berliner Tageblattes“ zu lesen — dort, wo König Koffe L. die Schreckensvorfälle in seinem Reiche zu publikliziren pflegt. Es wird im deutschen Lande viel prophezeit, daß aber Herr Dr. Paul Lindau eines Tages die Erbschaft seines P-reundes Dr. Oskar Blumenthal antreten würde, hätte wohl Niemand mit Bestimmtheit wahrzusagen vermocht. Es gab eine Zeit, wo an derselben Stelle, an der Herr Dr. Lindau im „Berliner Tageblatt“ augenblicklich sein (allerdings im Vergleichen begriffenes) kritisches Licht leuchtete läßt, der „blutige Oskar“ zum großen Gaudium seiner Leser die dramatischen Geistesprodukte des Herrn P. L. in einer Art „vermübelte“, daß er die Luher (mit Ausnahme des Herrn v. Hülsen) auf seiner Seite hatte. Schließlich passirte Herrn Dr. Lindau noch das Unglück, als Dramaturg des Deutschen Theaters seinem bezeughaften P-reunde Blumenthal den Weg zum Ruhm öffnen zu müssen. Und jetzt — tempora mutantur! Es muß schlimm um das dick-terische Schaffen des Herrn P. L. bestellt sein.

Kleine Mittheilungen.

Ueber die nicht zu unterschätzende Wirksamkeit des **Arbeitsnachweises** in den Händen der Arbeiter (s. a. den Zeit-artikel in voriger Nummer) orientirt ein Aufruf an die Posamentiere und Knopfmacher Deutschlands, dem wir das Folgende entnehmen: Ein hiesiger (Hamburger) Geschäftsinhaber engagierte mehrere Gehälften von auswärts mit dem allerdings lockenden Versprechen dauernder Beschäftigung. Nach 10 tägiger (sage 10 Tage) Beschäftigung sah sich ergebnanter „Arbeitgeber“ genöthigt, dieselben wegen Arbeitsmangel (?) zu entlassen. Die Gehälften hatten also zum Theil kaum zwei Drittel ihrer Reiskosten durch den erhaltenen Lohn gedeckt; da dieselben überdies laut eines in der Werkstube angebrachten Plakats auf Kündigung verzichtet mußten, so blieb ihnen auf diese Gemaltmaßregel nichts übrig, als mittellos Hamburg zu verlassen. Dieser Fall steht nicht vereinzelt da. Auf einigen Werk-stuben hat man versucht und es auch eingeführt, die Gehälften ohne Kündigung zu entlassen, und wird den meisten jurädigebenen noch zugemüthet, halbe und dreiviertel Tage zu arbeiten. Welche Folgen dieses Verfahren namentlich für die hier ansässigen Kollegen nach sich zieht, wird man leicht begreifen können. Wir sind machtlos diesem gegenüber, weil die Unternehmer wissen, daß ihnen jederzeit von auswärts Kräfte genug aus der Verlegenheit helfen, mit anderen Worten: sie jederzeit Ersatz für etwa Gemaltmaßregeln finden. Wir haben nun einen Arbeits-Nachweis errichtet, um mit der Zeit wenigstens eine Waffe solchen Zuständen gegenüber in Händen zu haben, und hoffen von Eurer Kollegialität, von Eurer Solidaritätsgesüht, daß Ihr, falls Ihr nach Hamburg wollt, Euch an unser Bureau wendet, daß Euch zu jeder Zeit gern und unentgeltlich Auskunft über die hiesigen Verhältnisse, sowie über vakante Stellen geben wird. Kollegen! Folgt unserem Beispiel! Vereint Euch und helft so an dem Grundstein zu unserm aller Vereinigung bauen; ein Jeder trage sein Theil dazu bei! Bedenkt, daß auch Ihr stellenweise einer rohen Willkür ausgesetzt seid! Wohlan denn! Laßt uns einig, Schritt für Schritt, Schulter an Schulter unserm Ziel entgegengehen, dann muß der Sieg unser sein. Mit kollektives Grüß Die Kommission des Arbeits-Nachweises-Bureaus. Hamburg, Caffamacher-reihe bei Herrn v. Salzen.

Arbeiterbewegung, Vereine u. Versammlungen.

An die Drechsler und verwandten Berufsge nossen Berlin. Der am 28.—30. August d. J. in Raumburg a. S. abgehaltene Kongress der Drechsler Deutschlands hat die gemeinsame Organisation der deutschen Gewerkskollegen, die „Vereinigung der Drechsler Deutschlands“ beschlossen. Im Verfolg dieses Beschlusses findet am Montag, den 19. September, Abends 8 Uhr, in den Grätwilschen Bierhallen, Beuthstr. 8, eine öffentliche Versammlung statt. Tagesordnung: 1. Bericht des Berliner Delegierten über die Verhandlungen des Kongresses; 2. Diskussion: 3. Vorlage des bereits von der hiesigen Behörde genehmigten Statuts der Vereinigung der Drechsler Deutschlands; 4. die Errichtung der Ortsverwaltung „Berlin“; 5. Wahl des provisorischen Vorstandes; 6. Verschiedenes. — Kollegen Berlin! In Betracht der allseitigen Interessen, welche die Beschlüsse des Kongresses hervorgerufen haben, erwarten wir den allgemeinen Beitritt der Berliner Gewerkskollegen in die „Vereinigung der Drechsler Deutschlands“! Wir fordern Euch demgemäß auf, recht zahlreich in der öffentlichen Versammlung zu erscheinen. Mit kollegiallichem Gruß die Mitglieder des Ausschusses der „Vereinigung der Drechsler Deutschlands“.

An die Metallschleifer Berlin. Kollegen, wie ihr alle im Laufe der Zeit erfahren habt, ist der Fachverein behindert worden, seinen Mitgliedern das zu bieten, was der § 1 seiner Statuten bestimmt. Nun, Kollegen, wenn wir betrachten, welche Ziele sich der Verein gestellt hat, so finden wir, daß von den vier Punkten, die der § 1 enthält, nur folgende drei erfüllt werden konnten: 1. Arbeitsnachweis; 2. Gewährung von unentgeltlichem Rechtsschutz; 3. Unterstützung wandernder Kollegen. Der 4. Punkt: Vorträge in Versammlungen, in denen über Arbeiterbewegung und Lohnverhältnisse gesprochen werden sollte, konnte unter den heutigen Zeitverhältnissen nicht erfüllt werden, da die politische Genehmigung stets verweigert wurde. Dieser Hauptpunkt bei der Arbeiterbewegung, die nicht gewährt Koalitionsfreiheit derselben, hatte eine Abnahme der Mitgliederzahl zur Folge. Die Mitglieder zogen es vor, nach und nach auszutreten; sie sagten sich: was nützt uns ein Verein, der uns für unsere Beiträge nichts bieten darf, damit wir unsere Lage verbessern können. Infolgedessen sah sich der Vorstand veranlaßt, noch eine Versammlung einzuberufen, in der als Referent Herr Vießländer sprechen sollte. Auch diese wurde nicht genehmigt. Nun wurde wiederum eine Versammlung am Montag, den 12. September, in Krieger's Salon, Wasserthorstr. 68, nachgesucht, dieselbe wurde genehmigt mit folgender Tagesordnung: 1. Antrag wegen Auflösung des Vereins; 2. Verschiedenes. Nach kurzer Debatte, die fast von allen Seiten für die Auflösung des Vereins ausfiel, wurde folgende Resolution verlesen und gegen eine Stimme angenommen: In Erwägung, daß die Errichtung aller der Ziele, welche sich der Verein zu materieller und geistiger Hebung gestellt hat, durch Handhabung der Polizei vereitelt wird, beschließt die heute in Krieger's Salon, Wasserthorstr. 68, tagende Generalversammlung des Fachvereins der Berliner Metallschleifer und verwandter Berufsge nossen, daß der Verein nach Schluß der heutigen Versammlung aufgelöst ist und die Utensilien, sowie die Regelung des Arbeitsnachweises der Fachkommission der Berliner Metallschleifer zu überweisen ist. Nach der Abstimmung ergreift Herr Strom das Wort, derselbe schilderte die Lage der Arbeiter in Bezug auf ihre Gedanken, er führte unter anderem an, daß der Arbeiter ohne Verein immer weiter agitiert wird, um seine gerechte Sache zu fördern. Weiter konnte Herr Strom nicht mehr sprechen, da er übermächtige Polizeilicentianten die Versammlung auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes für aufgelöst erklärte. Der Verein ist somit von uns aufgelöst worden, die Versammlung von der Polizei. Nun, Kollegen, wollen wir unsere Interessen dadurch zu fördern suchen, daß wir Alle, einer wie der andere, auf die Berliner Volks-Tribüne abonnieren, denn sie wird uns dasjenige bieten, was wir im Fachverein suchten, aber trotz aller angewandten Mühe nicht finden konnten, da uns die Versammlungen, in denen über Arbeiterbewegung und Lohnverhältnisse gesprochen werden sollte, nicht genehmigt wurden. Daher ist es unserer Meinung nach das Beste, wenn wir unsere Zeit und unser Geld auf bessere Art und Weise verwerten, denn die Zeiten können sich ändern und es kann einst ein neuer Fachverein entstehen, dem es vielleicht nicht so schwer gemacht wird, Versammlungen abhalten zu dürfen, in denen zur Aufklärung der Arbeiter Vorträge gehalten werden können über Lohnverhältnisse und Arbeiterbewegung. Dann erst, Kollegen, wird ein Fachverein das sein, was er sein soll und mit Freuden wird dann jeder seinen Beitrag opfern, weil er weiß, er giebt für das allgemeine Wohl seiner Kollegen, der Metallschleifer.

Die Offenbacher Kasse für Frauen und Mädchen (Kranken- und Begräbniskasse) hat sich für viele Arbeiterinnen und Arbeiterfamilien als ein segensreiches Institut erwiesen. Zur Zeit gehören der Kasse circa 12. bis 15.000 Mitglieder an, die in 110 örtlichen Verwaltungsstellen ihre Beiträge an die Kasse entrichten und in Krankheits- und Todesfällen die futuristische Unterstützung hinwiederum dafür beziehen. Der Eintritt in die Kasse wird allen gesunden Mädchen und Frauen gestattet, welche die Schule verlassen und das 45. Lebensjahr nicht überschritten haben. Das Eintrittsgeld ist 1 Mark, wofür dem Mitgliede ein Luitungsbuch und ein Statut verabreicht wird. Der Beitrag pro Woche für ein Mitglied 1. Klasse ist 25 Pf. Der Beitrag pro Woche für ein Mitglied 2. Klasse ist 15 Pf. Für diesen niedrigen Beitrag wird im Erkrankungsfall einem Mitgliede der ersten Klasse bis zu 26 Wochen wöchentlich 7,20 M., einem solchen zweiter Klasse für die gleiche Zeitdauer 4,50 M. ausbezahlt. Die Wahl eines Arztes steht jedem Mitgliede frei. Wo eine Verpflegung des kranken Mitgliedes im Hause aus irgend welchem Grunde nicht möglich ist, oder auch auf Wunsch eines Mitgliedes erhält dasselbe auch statt obiger Unterstützung bis zu 13 Wochen gänzlich freie Kur und Verpflegung in einer Heilanstalt. Ist nach Ablauf dieser Zeit ein Mitglied etwa an einer anderen Krankheit neu erkrankt, so ziehen ihm noch weitere Unterstützungen auf eine nochmalige Dauer von 13 Wochen zu. Die Unterstützungen werden prompt seitens des Vorstandes ausgezahlt. Auch den geisteskranken Mitgliedern, welche zwar arbeitsfähig sind, aber wegen irgend welchen Leidens ärztlicher Behandlung und Medizin bedürfen, wird auf die Dauer bis zu 13 Wochen in beiden Klassen eine Beihilfe gewährt. Im Falle des Todes eines Mitgliedes wird an dessen Hinterbliebene für die 1. Klasse 60 M. und für die 2. Klasse 40 M. ausbezahlt. Die Auszahlung findet auch bei Selbstmord ansstandslos statt. Diesen wahrhaft großen Leistungen der Kasse seinen Mitgliedern gegenüber ist der Beitrag gewiß nur ein geringer zu nennen, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß eine spezifische Frauenskasse durch die bei dem weiblichen Geschlechte um beinahe 16 1/2 pCt. bedingten höheren Krankheitsfälle als bei dem männlichen Geschlechte um so stärker mit Ausgaben belastet wird. — Anmeldungen zur Aufnahme werden entgegengenommen beim Vorsitzenden Th. Diefelde, Brüdenstraße 4 im Laden, beim Kassirer G. Schießl, Wasserthorstr. 69, III., sowie in folgenden Zahlstellen: Frau Großmann, Bernauerstr. 76 i. L., Frau M. Schneider, Blumenstr. 29 im Laden, Frau Strauß, Reinerstr. 1 III., Frau E. Schneider, Raunonstr. 60 im Keller. — Am Sonnabend, den 22. Oktober feiert die Verwaltungsstelle Berlin ihr diesjähriges Stiftungsfest im City-Hotel, Dresdenerstraße 52—53. Der Reinertrag ist zu einem Unterstützungsfonds für ausgeleitete hilfsbedürftige Mitglieder bestimmt und wird deshalb um recht regen Beihilfe gebeten. — Möge die Kasse stetig an Mitgliederzahl zunehmen!

Die Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsclassen (Eing. S. Nr. 2) hat nach dem

letzten Monatsabschluß einen Vermögensbestand von 13.555,51 M., oder pro Mitglied 20,32 M. Diese Kasse nimmt Personen beiderlei Geschlechts, ohne Unterschied des Berufes, im Alter von 14—45 Jahren jederzeit auf und bestreht verschiedene Versicherungsclassen. Für die geleisteten Wochenbeiträge von 18—60 Pfennigen wird bei Erkrankungsfällen eine Unterstützung von 4,50 bis zu 15 M. pro Woche gewährt; bei Todesfällen wird den Hinterbliebenen ein Begräbnisgeld von 45 bis 150 M. gezahlt. Für Berlin sind vier örtliche Verwaltungsstellen errichtet, wo jederzeit Beitrittserklärungen entgegengenommen werden, und zwar „Berlin I“, Kassirer E. Schilling, Kopenstr. 48; „Berlin II“, Kassirer J. Schumacher, Mariannenstr. 8; „Berlin III“, Kassirer S. Rudolph, Koloniestraße 150a; „Berlin IV“, Kassirer M. Jepsig, Teilmeyerstr. 45; ferner beim Vorsitzenden W. Sasse, Blücherstr. 34—35. und beim Hauptkassirer Kühnelt, Kreuzbergstr. 63, wo auch jede gewünschte Auskunft erteilt wird. Außerdem werden in allen Versammlungen neue Mitglieder aufgenommen.

Neubegründung eines Fachvereins. In der öffentlichen Versammlung der Berggolder Berlin, welche am Montag, den 12. September, Inselftr. 10 bei Schaffer tagte, wurde zunächst Bericht erstattet über den Stand der Arbeitseinstellung in der Adolf Werkmeister'schen Goldbleichfabrik. Von Seiten der streikenden Arbeiter wurde berichtet, daß Herr Adolf Werkmeister bereit ist, jetzt den alten Preis zu zahlen, welcher vor der Arbeitseinstellung den Arbeitern gezahlt wurde. Auf Grund dieser Erklärung haben die feiernden Arbeiter am Montag Mittag die Arbeit wieder aufgenommen und ist der Streik demnach als beendet zu betrachten. Von verschiedenen Rednern wurde den wieder in Arbeit getretenen Kollegen zu ihrem Erfolge Glück gewünscht und mehrseitig betont, daß nur durch ein einiges, festes Zusammenstehen der Arbeiter es möglich ist, den Uebergriffen des Kapitals gegenüber Erfolge zu erringen. Als 2. Punkt stand auf der Tagesordnung Beschluß einer vorhergegangenen Versammlung: „Wahl einer Lohnkommission.“ In der lebhaften Debatte sprachen sich die meisten Redner gegen die Wahl einer Lohnkommission aus und plädierten für die Gründung eines „Fachvereins der Berggolder“, welcher allein im Stande wäre, nach allen Richtungen hin die Interessen der im Berggoldeberge beschäftigten Arbeiter zu wahren. Bei der Abstimmung entschied sich die Versammlung für Neubegründung eines Fachvereins und wurde darauf aus der Mitte der Versammlung eine aus 5 Personen bestehende Kommission zur Ausarbeitung der Statuten für den neu zu begründenden Verein gewählt. Später wurde die Art, wie Herr Werkmeister (Brunnenstraße) seine Arbeiter behandelt, einer scharfen Kritik unterzogen. Seine Barockvergolder haben die Verhältnisse verfallen und sollen, wenn W. nicht nachgiebt, unterstützt werden.

Die Vereinigung der deutschen Schmiede hielt am Mittwoch, den 14. September eine Versammlung in Grätwils Bierhallen ab. Im 1. Punkt der Tagesordnung referierte der Vorsitzende Herr Walthers über den Nutzen der 10stündigen Arbeitszeit. Verschiedene Redner sprachen sich noch dahin aus, daß wir so bald als möglich mit der Forderung an die Meister herantreten müßten. Herr Wandelt bedauert es, daß sich die älteren Kollegen so sehr von der Vereinigung zurückziehen. Als noch der Fachverein bestanden habe, hätten gerade die Älteren den Stamm gebildet. Wir könnten besser dastehen, wenn es heute noch der Fall wäre, denn z. B. in der Werkstatt ist es immer besser angebracht, wenn sich der Schirmmeister gegen einen Mißbrauch seitens des Meisters auflehnt, als wenn es ein jüngerer Geselle thut und er wird so möglich von ersterem noch unterdrückt. Bei Punkt 2: Vereinsangelegenheiten, wurde beschlossen, für die Mitglieder der Vereinigung einen Schreibkurs zu eröffnen. Herr Kalligraph Riethe war anwesend und machte bekannt, daß der dreimonatliche Kursus 6 M. kostet, er lehrt dafür drei Schriften. Die erste Schreibstunde findet am Dienstag, den 20. September Abends 8 1/2 Uhr im Königsbad, Kasino, Polymarktstr. 72, statt. Mitglieder der Vereinigung erhalten einen Zuschuß von 2 M. aus der Vereinskasse. Ferner wird über das Rundschreiben debattiert, welche der Vorstand der Bundesinnungen an die einzelnen Innungen gesendet hat. Kollege Reich hat dasselbe vorgelesen und es ist daraus zu ersehen, daß die Beschlüsse des 12. Deutschen Schmiedetages nunmehr so weit gebiehen sind, daß die einzelnen Verbände das gesamte Material in Händen haben, es sind erstens die unaustrichlichen Arbeitsbücher, zweitens Werkstattordnungen für die Schmiede und drittens Bestimmungen über die Behandlung derjenigen Gesellen resp. Lehrlinge, welche widerrechtlich ihre Arbeit verlassen. — Außerdem wird beschlossen, unser Jahrgang „Bruder Schmied“ vom 1. Oktober an obligatorisch einzuführen; der wöchentliche Beitrag wird von 10 auf 15 Pfennig erhöht. Am Sonntag, den 23. Oktober findet ein Kränzchen der Vereinigung, unter Mitwirkung des Gesangsvereins „Berliner Schmiede“ im Englischen Garten, Alexanderstr. 23, statt.

Eine öffentliche Versammlung sämtlicher Wagenbauer tagte am 13. d. M. im Königsbad, Kasino unter Vorsitz des Hrn. Tempel. — Herr Wegner hielt einen Vortrag über Krankenkassenwesen. Derselbe erläuterte die Verhältnisse, in welchen sich früher die Gewerkschaften befanden, erklärte die Verhältnisse der jetzigen Orts-, Fabrik- und Innungskrankenkassen und kam zu dem Schluß, daß die würdigste Form der Krankenversicherung für den Arbeiter nur die freien Hilfskassen seien. — Von mehreren Rednern wurden noch die Verhältnisse der Wagenbauerkrankenkasse beleuchtet und empfohlen, aus der Zwangskasse aus und in diese Kasse einzutreten. — Beim 2. Punkt: „Verschiedenes“ ersuchte der Vorsitzende alle Anwesende, daß sie doch in der Gewerkschaftsbewegung thätig sein möchten, der größte Teil der Gewerkschaftsge nossen halte sich von den Fachvereinen fern, trotzdem diese doch nur das Ziel verfolgten, die Lage des Einzelnen sowohl als die des gesamten Gewerks aufzubessern.

Im Fachverein der Steinträger Berlin sprach am 11. September in Schaffer's Salon, Inselftr. 10, in einer ordentlichen Mitgliederversammlung Herr Wallentin über die neuen Hebe maschinen und über die jetzigen Arbeitsverhältnisse. Es gäbe leider Kollegen, die ihre Mitarbeiter nach Kräften ausbeuten, man bezeichne dieselben als sogenannte Engros-Meister. Herr Wallentin ersuchte die Kollegen, sich durch die „Maschinenfrage“ nicht abschrecken zu lassen und lieber, wenn sie 50 bis 55 M. verdienen, sich mit einer etwas geringeren Summe zu begnügen, um dadurch vielleicht 1 oder 2 Mann, die keine Arbeit haben, Arbeit zu verschaffen. Redner ermahnte die Anwesenden, recht feste und treue Mitglieder des Vereins zu sein. — Herr Haack rügte die Handlungsweise einiger Kollegen, die sogar des Sonntags arbeiteten. — Nachdem noch konstatiert worden, daß nur 250 bis 300 Mitglieder als wirklich thätig bezeichnet seien, wurde von der Versammlung folgende Resolution angenommen: „Die heutige Versammlung beschließt, alle thätigsten Kameraden, welche drei Wochen ohne Arbeit sind, nach Recherche der Nachkommission und deren Uebereinstimmung mit dem Vorstande zu unterstützen.“ Später entspann sich eine lebhafte Debatte über die „Unterstützungsfrage“. Herr Wallentin bewachte, daß die gegählten Unterstützungen von vielen Kollegen falsch verstanden und der Unterstützungsfonds irrtümlich mit einer Krankenkasse verwechselt würde. Die Unterstützungsanträge zweier Mitglieder wurden der Nachkommission zur Recherche überwiesen und einem Mitgliede eine Unterstützung von 20 M. bewilligt. Für ein anderes Mitglied wurde eine Zellerfassung veranstaltet, welche 11,85 M. ergab.

An die Gas-, Wasser- und Heizungs-Rohrleger von Berlin und Umgegend. Kollegen! Seit dem 11. Mai 1884 besteht eine Vereinigung unter obiger Benennung und hat dieselbe sich keine Mühe und Arbeit verdrücken lassen, diese Branche soviel wie möglich zu heben, und zwar durch lehrreiche Vor-

träge, durch Errichtung eines unentgeltlichen Arbeitsnachweises, durch Gewährung von Unterstützungen bei eingetretener Arbeitslosigkeit sowie freien Rechtsbeistand und Auslagen eventueler Prozessen bei gewerblichen Streitigkeiten. Und doch seid ihr größtentheils, wo es sich doch um euer Wohl und Behe handelt, noch nicht einmal zur Versammlung gekommen, so daß die Organisation noch keine größeren Errungenschaften zu verzeichnen hat als die oben angedeuteten. Wir wollen uns durch den Arbeitsnachweis auf humanere Art und Weise Beschäftigung verschaffen und uns nicht gewissermaßen als Bettler von Thür zu Thür weisen lassen: der jarten Redensarten, welche man dabei als Zugabe erhält, noch nicht einmal zu gedenken. Wir glauben, nachdem sich die Herren Unternehmer vereinigt haben — und zwar nicht um unsere Löhne zu verbessern, sondern dieselben zu verringern, — daß es endlich einmal an der Zeit wäre, daß ihr euch auch sammelt, um dem entgegenzutreten, was die Herren im Schilde führen! Oder seid ihr gewillt, euch allen Anforderungen derselben unweigerlich zu unterwerfen? Nun, dann laßt später nicht, wenn euch statt Brod Steine geboten werden. Viele von euch werden sagen, daß es noch nicht so schlecht sei. Aber die Lage der Familien so manches unserer tüchtigen Kollegen, welche in ihrem Beruf verunglückt oder zu Grunde gegangen, macht uns trüblich, denn bei derartigen Vorkommnissen zieht sich der „Arbeitgeber“ zurück. Darum, Kollegen, wachet auf und denkt an die Zukunft und an das Verhältniß, in welchem ihr heute zum Unternehmer steht. Betheligt euch an der Organisation mit dem Wahlspruch: Einer für Alle und Alle für Einen. Denn nur in der Einigkeit liegt die Kraft. Legteres namentlich lernt von den Arbeitgebern. Mit dem Bewußtsein, daß jeder Mahnung genügt, auch am Dienstag, den 20. d. M. Abends halb 9 Uhr recht zahlreich in Rieft's Salon anzutreffen zeichnet J. Redner.

An sämtliche in der chirurgischen Branche beschäftigten Kollegen. Kollegen! Im Interesse der Allgemeinheit treten wir wieder einmal mit der Aufforderung an Euch heran, die kostbare Zeit nicht zu verlieren mit dem bis jetzt immer noch so sehr verbreiteten Schlandrian und Indifferentismus. Kollegen! Nie darf der Gedanke bei Euch aufkommen, Ihr hättet keine Organisation nötig. Haltet Umschau in der Branche, und Jeder, der sich als denkender Arbeiter fühlt, muß sich sagen, daß es die Pflicht eines jeden Einzelnen ist, an der Aufbesserung der jetzigen schlechten Lage des Gewerks zu arbeiten. Diesen Gedanken zu verwirklichen, ist eine Organisation unbedingt nötig; Ehrenache eines jeden Einzelnen muß es sein, sich dem Fachverein anzuschließen. Jedes kleinliche Sonderinteresse muß verschwinden gegenüber der Pflicht, der Allgemeinheit durch eine Organisation zu nützen, und verweisen wir Euch insbesondere auf die am Mittwoch, den 21. September, Abends 8 1/2 Uhr bei Grätwils, Beuthstraße 8, d. 1 Tr. stattfindende Versammlung der „Freien Vereinigung aller in der chirurgischen Branche beschäftigten Berufsge nossen.“ — Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Schuhmachermeyers L. Rehner über: „Wodurch ist das Handwerk zu heben? 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. 4. Fragekasten.

Verband deutscher Mechaniker und verwandter Berufsge nossen (Zahlstelle Berlin). Es ist den Bemühungen des Vorstandes gelungen, für die nächsten Vereinsabende tüchtige Kräfte zu gewinnen, und werden von nun an Vorträge in gesicherter Reihenfolge und Abwechselung im Thema stattfinden. In der letzten Versammlung bei Rieft, Kommandantenstraße, machte der Vorsitzende auf den in Nr. 4 der „D. Mechan. Ztg.“ enthaltenen Vorschlag des Stuttgarter Hauptvorstandes aufmerksam, wonach den einzelnen Zahlstellen empfohlen wird, für das Wintersemester sachwissenschaftliche Lehrkurse einzuführen. In längerer Diskussion über diesen Gegenstand wurde von der Mehrzahl der Redner die Bedeutung eines solchen Unternehmens für die kleineren Zahlstellen wohl anerkannt, jedoch betont, unter Hinweis auf die vielen hier schon bestehenden Fachschulen und Fortbildungsanstalten, daß für Berlin ein derartiges Bedürfnis nicht vorhanden sei. Die Versammlung beschloß demgemäß davon Abstand zu nehmen.

Heber eine freisinnige Bezirksversammlung schreibt uns ein Arbeiter: Vergangenen Montag tagte der freisinnige Bezirksverein Halle'sches Thor im Topp'schen Lokal, Belle-Alliance-Strasse. Heber die „Spiritusmonopolbank“ referierte der Großdeffillateur Max Schulz, der zum Schlusse sein lebhaftes Bedauern darüber aussprach, daß so wenig freisinnige Männer im Reichstag säßen. Ein paar anwesende Arbeiter fühlten sich gedrängt, den Herren vom Freisinn klar zu machen, daß deren eigene Bestimmungen oft in den Stichwahlen reaktionär gewählt hätten. Der erste Redner wurde jedoch sehr bald unterbrochen: er habe nur das Recht Fragen zu stellen! Der zweite Redner kam etwas weiter, aber die obengenannte unangenehme Wahrheit wollten die Herren wieder nicht vertragen, sie entzogen dem Arbeiter das Wort. Aus der Mitte dieser Kundendokumente wurde sogar der Wunsch laut, nur noch „Stabilität“ reden zu lassen. Die Arbeiter verließen unter solchen Umständen sehr bald den Saal, sie hatten von diesen Freisinnigen, die ebenso schlimm sind, wie Nationalliberale und Reaktionäre, genug.

— Der Verein zur Wahrung der Interessen der in der Hutfabrikation beschäftigten Arbeiter fordert hiermit alle Mitglieder auf, die nächste Versammlung, welche Montag, den 19. d. M. in unserem Vereinslokal, Bartelstraße 1a stattfindet, wichtiger innerer Bereichsangelegenheiten halber, zu besuchen. Zugleich werden alle Kollegen, welche unserem Verein noch fernstehen, hierzu freundlichst eingeladen. Der Vorstand.

— Die Versammlung des Vereins deutscher Schuhmacher, Montag, den 19. d. M., fällt aus. Die nächste Versammlung wird in diesem Blatte bekannt gemacht.

— Verband der Möbelpolier Berlin und Umgegend. Morgen Sonntag, Vormittags 10 1/2 Uhr, Andreasstr. 26 (Andreas-Garten). Außerordentliche Versammlung. Tagesordnung: 1. Bericht vom Arbeitsnachweis. 2. Bericht über die bisherigen Ergebnisse der Berufsstatistik. 3. Innere Vereinsangelegenheiten. Mitglieder werden gebeten, zahlreich zu erscheinen. Billets zum Stiftungsfest am 15. Oktober in der Urania, Wrangeistr. 10, werden heute Abend in den Zahlstellen sowie morgen in der Versammlung ausgegeben. Um weiteste Verbreitung dieser Bekanntmachung bittet der Vorstand.

— Der Vorstand des Fachvereins der Steinbrücker und Lithographen ersucht laut Beschluß der letzten Mitgliederversammlung, unverzüglich die Wahl der Delegierten in jeder Druckerei vorzunehmen (zur Ausarbeitung einer Statistik), in Druckereien, wo mehr als 10 Steinbrücker oder Lithographen beschäftigt sind, auf je 10 einen zu wählen, und diesen dem Vorstande mitzubellen. Die Adressen nehmen entgegen A. Schulz, Chorinerstraße 84; Splittschöer, Weinbergsweg 15b; D. Siller, Adalbertstraße 72; A. Hendrich, Langestraße 84. — Am Donnerstag, den 22. d. M., findet im Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstr. 37, die nächste Versammlung statt, wozu auch Gäste eingeladen sind. Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragekasten.

— Fachverein der Former und verwandten Berufsge nossen. Versammlung am Montag, den 19. d. M., Abends 8 Uhr, in Krieger's Salon, Wasserthorstr. 68. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn G. Heilmann über Heinrich Heine, Diskussion. 2. Der Arbeitsnachweis. 3. Wahl eines aus dem Vorstande geschiedenen Mitgliedes, Verschiedenes, Fragekasten. Um recht regen Besuch bittet der Vorstand.